

DIE WELTWOCH



Schawinski

Der beste Journalist und Unternehmer der Schweizer Mediengeschichte.

Von Kurt W. Zimmermann

Sommarugas zweiter Knicks

EU-Milliarde: Bundespräsidentin umgeht Parlament. *Von Urs Paul Engeler*

Deutschland auf der Couch

Psychiater Frank Urbaniok über den irren Täter von Hanau
und die aufgewühlte deutsche Seele. *Von Roger Köppel*

Mozart des Gemetzels
Wie Chad Stahelski
den Action-Film
neu erfand





Aus Liebe zum Dorf, das mit Paris, Mailand und New York mithält.

International gefeierte Haute Couture gehört zu Lichtensteig SG wie der Volg. Und wie in Lichtensteig sind unsere Läden für über 580 Schweizer Dörfer da: klein, aber grossartig für alles, was man für Alltag und Festtag braucht. Darunter viele Spezialitäten von lokalen Produzenten rund ums Dorf, die wir persönlich kennen. Genauso wie unsere Kundinnen und Kunden. Aus Liebe zum Dorf.

Entdecken Sie die ganze Dorfgeschichte: volg.ch

Volg
frisch und fründlich



Action-Innovator: Hollywood-Regisseur Chad Stahelski mit *Weltwoche*-Chef Köppel, Sascha Moeri (CEO Carl F. Bucherer) und Schauspieler Daniel Bernhardt im Zürcher Restaurant «Kindli» (v. r.).

Zum ersten Mal hatten sie 1977 bei der *Tat* miteinander zu tun. Roger Schawinski kam vom «Kassensturz» und war Chefredaktor des Blatts, unser Medienkolumnist Kurt W. Zimmermann kam von der *Weltwoche* und war Inlandredaktor. Seitdem haben sich ihre Wege immer wieder gekreuzt. Am heftigsten gerieten sie ums Jahr 2000 aneinander, als Schawinski Tele24 lanciert hatte und Zimmermann VR-Präsident des Konkurrenten TV3 war. Zuletzt war das Klima wieder entspannt. So besuchten die beiden im letzten Herbst gemeinsam das Westjordanland, um sich ein Bild vom palästinensischen Journalismus zu machen. Kurz vor dessen 75. Geburtstag würdigt Zimmermann Schawinski in einer grossen Titelgeschichte. **Seite 24**

CVP-Bundesrätin Viola Amherd bleibt sich treu. Mit der 43-jährigen früheren CVP-Fraktionssekretärin Alexandra Perina-Werz hat sie eine weitere Vertraute aus alten Tagen in ihren engsten Stab berufen. Die charmante Bernerin, mit Augen wie die norwegische Filmschauspielerin Liv Ullmann, soll die Kampagne zur Beschaffung neuer Kampfflugzeuge orchestrieren. Was hat Perina-Werz bewogen, ihren Job als Leiterin Politik bei Raiffeisen Schweiz zu kündigen und ins VBS zu wechseln – obwohl Sicherheitspolitik nicht gerade ihr Kernthema ist? Hubert Mooser hat mit «Madame Air 2030» über ihren neuen Job gesprochen. **Seite 32**

Die Corona-Angst greift um sich, Transportnetze und Fabriken sind blockiert, Firmen erhalten keine Ware mehr aus China, die Börsenkurse sacken ab – steht ein tiefer Einbruch der Wirtschaft bevor? Wir haben den Anlagestrategen André Kistler vom Vermögensverwalter

Albin Kistler nach den Auswirkungen der Corona-Störung auf die Weltwirtschaft gefragt. Er beurteilt die Lage gelassen, das Wachstum werde zwar weiter gedrückt, aber die Weltwirtschaft sei stabil untermauert. Und dann legt er dar, welche Entwicklung von Globalisierung und Digitalisierung noch zu erwarten sei – atemberaubend. **Seite 46**

Lange Zeit kam sein Name im Nachspann der Kinofilme. Das ist das Los der Stuntmen, jener Männer, die für die Stars all die gefährlichen Dinge tun. Chad Stahelski war einer von ihnen, seine Spezialität waren Martial Arts, die gemischten Kampfkünste, da konnte er alles. Seinen Höhepunkt als Stuntman hatte er in «Matrix» als Double von Keanu Reeves. Er verletzte sich zum Schluss der Dreharbeiten, war transportunfähig und begann, das war sein Glück im Unglück, die Kunst der Stunt-Choreografie zu studieren, die er zur ästhetischen Perfektion weiterentwickelte wie einst seine Kickboxerei. Inzwischen ist Stahelski auch Regisseur; die «John Wick»-Filme mit Reeves in der Hauptrolle stammen von ihm. **Seite 52**

Am Tag, als Benjamin Griveaux als Kandidat für das Pariser Bürgermeisteramt wegen eines Sexvideos zurücktrat, war Jürg Altwegg beim marxistischen Philosophen Alain Badiou zum Interview. Vor Jahren hatte Badiou mit dem Drahtzieher der Affäre Juan Branco (S. 14) ein Buch herausgegeben: «L'ordre et le monde». Über Brancos Angriff auf die Privatsphäre eines Politikers äusserte sich Badiou voller Abscheu. Von der französischen Linken erwartet der Kommunist eh nichts mehr. Einen Hoffnungsschimmer macht Badiou überraschenderweise in den USA aus: Bernie Sanders. **Seite 54**

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Mitglied der Chefredaktion: Beat Gygi (Wirtschaft)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Michael Bahnerth, Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana, Urs Gehriger (Leitung Ausland), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (Los Angeles), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (New York), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (Art-Director), Karin Erdmann
Bildredaktion: Jasmin Karim (Assistentin)
Korrektur: Cornelia Bernegger (Leitung), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Beat Zaugg, Dieter Zwicky
Website: Alex Merz, Tim Tassonis
Sekretariat: Sabine Mähner (Leitung), Inga Huber
Finanzen und Personal: Bich-Tien Ton Köppel (Leitung)

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst:
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: GLA United
Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Samuel Hofmann
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

GIARDINA.CH/TICKETS

Giardina

LEBEN
IM
GARTEN

11.-15. MÄRZ
MESSE
ZÜRICH

20na

Spannende Kontraste

Führende Gartengestalter zeigen, wie Stauden, Bäume, Skulpturen und Möbel als Objekte inszeniert werden und der Einsatz von kontrastreichen Farben, Formen und Materialien Spannung erzeugt. Verändern Sie Ihren Blick auf den Garten – es erwartet Sie so manch Spektakel und Schauspiel der Natur, präsentiert in beeindruckenden Gartenwelten.

Jardin/Suisse

SonntagsZeitung

CHAMPAGNE
PERRIER-JOUËT

airline

SBB CFF FFS
RailAway-Kombi

Deutschland brodeln

Begegnen wir der Aufgewühltheit mit ein paar mässigen Gedanken. Von Roger Köppel

Nach der Bluttat von Hanau waren sich die meisten deutschen Politiker und Meinungsmacher einig: Die Bundesrepublik wird von fanatisiertem Rechtsterrorismus heimgesucht. Fast alle Verlage und Parteien drückten ihre Sorgen aus. Die deutsche Demokratie sei in Gefahr, warnte die *Welt*. Erinnerungen an den Untergang der Weimarer Republik vor Hitlers Machtergreifung machten die Runde. Schnell war man mit Verantwortlichen bei der Hand. Die rechte AfD trage die Hauptschuld. Selbst die eher zurückhaltende *Frankfurter Allgemeine* packte den Zweihänder aus: Die AfD habe «Blut geleckt» mit ihren Parolen aus der «Hölle des Hasses».

Vielleicht ist es ratsam, der deutschen Aufgewühltheit etwas weniger expressionistisch zu begegnen. Deutschland steht nicht am Abgrund. Mitnichten wanken die demokratischen Institutionen. Der Mehrfachmord von Hanau war die üble Tat eines geistig schwerstverwirrten Einzelkriminellen. Der bis dahin unscheinbare Bankangestellte Tobias R. lebte in einer Wahnwelt eingebildeter Hirnmanipulationen. Durch die Ermordung von Ausländern wollte er sich in eine Zeitschleife einklinken, um den Fehlversuch der Schöpfung an ihrem Ursprung vor vier Milliarden Jahren zu korrigieren.

Dieses Verbrechen als politisch motivierten Terrorakt zu deklarieren, wie es Deutschlands Innenminister Seehofer tat, wird dem seiner psychiatrischen Eigenlogik folgenden Killer kaum gerecht. Es ist auch unfair seitens der Regierung, Parteien und Politiker der Opposition für die Wahnsinnstat eines klinisch Wahnsinnigen haftbar zu machen. Natürlich hat der Täter in seiner verschobenen Wahrnehmung auch Signale aus der realen Politik empfangen. Aber wenn einer einen Western im Fernsehen anschaut und nachher auf der Strasse alle Menschen erschiess, die ihn an Indianer erinnern, ist nicht der Western schuld.

Kein Missverständnis: Die Frage rechts- und linksextremem Gewalt ist relevant in Deutschland. Insgesamt ist die linksextreme Szene grösser und gefährlicher. Doch seit der Flüchtlingskrise 2015 mehren sich anscheinend Anschläge und Gewaltverbrechen von rechts. Darüber soll man ernsthaft diskutieren, aber der Fall Hanau ist der falsche Anlass. Die Instrumentalisierung eines Geisteskranken für

innenpolitische Zwecke schwächt das eigene Argument. Man kommt einer AfD nicht bei, indem man sie und ihre Wähler in die Nähe eines gewalttätigen Irren rückt.

Deutschland hat eine belastete Geschichte von Angriffskrieg, Diktatur und Völkermord. Es ist verständlich, dass die Politik und viele Deutsche auf rhetorische Entgleisungen und Gewaltakte von rechts empfindlicher reagieren. Die extreme Polarisierung zwischen lin-



Machtvakuum: Pragmatikerin Merkel.

ken und rechten Feinden der Demokratie brachte die Weimarer Republik zum Einsturz. Nachvollziehbar, dass die Deutschen heute dem politischen Stil mehr Wert beilegen. Wenn aber mittlerweile jeder, der rechts von Angela Merkel steht, öffentlich als «Nazi» angeprangert werden darf, dann stimmt etwas nicht mehr. Viele Leute empören sich zu Recht. Die Eskalation der Vorwürfe schafft nur Wut und Protestwähler.

Warum ist Deutschland heute so aufgepeitscht, so polarisiert? Das hat auch mit dem Ende der Ära Merkel zu tun. Die Kanzlerin wirkt müde. Sie leitet Sitzungen, aber sie führt kaum mehr. Wenn es an der Spitze schwächelt, brechen Rivalen- und Revierkämpfe aus. Das ist der normale Lauf der Dinge. Merkels

Machtvakuum produziert Unruhe im System. Deutschlands Seele ist deshalb nicht in Gefahr.

Lange stand die Physikerin wohlthuend für unaufgeregte Sachlichkeit. Ihre Kritiker warfen ihr einen Mangel an Visionen vor, aber genau darin lag ihr Trumpf. Unter vielen Grossmäulern regierte Merkel ohne Grossmaul. In einem zutiefst sozialdemokratischen Land verkaufte sich die Bürgerliche den Wählern mit Understatement als das geringere Übel. Sie verkörperte die Mitte der Mitte in einem Staat, dessen Bürger sich nach sozialer Harmonie und einer staatlich gehegten Marktwirtschaft sehnen. Von Ideologien und politischen Grosseperimenten haben die Deutschen nach zwei Weltkriegen genug. Zum Glück.

Merkel kam von rechts, aber sie rückte nach links, um die noch Linkeren zu verhindern. Das ist ihr gelungen. Die Folge, von ihr wohl unterschätzt, war das Aufkommen einer Opposition von rechts. Bei allem Getöse: Die AfD stellt genauso wenig eine Bedrohung für die Demokratie dar wie die Linkspartei oder die von der AfD als «Diktatorin» verleumdete Kanzlerin. Im Gegenteil: Die AfD ist Ausdruck der Lebendigkeit der Demokratie in Deutschland. Wie übrigens auch die Tatsache, dass eine in der DDR aufgewachsene Politikerin an allen West-Alphatieren vorbei zur Chefin der Regierung aufsteigen konnte.

Muss man die AfD nach Hanau polizeilich überwachen? Wir haben unsere Zweifel. Die Rechtspartei mit einigen dubiosen Mitgliedern, aber solider Verankerung im Grundgesetz, stagniert im Osten bei beachtlichen 25, im Westen bei 15 Prozent. Von der Regierungsübernahme ist sie meilenweit entfernt. Doch sie vertritt den legitimen Unmut vieler Wähler, denen sich das Land und die CDU unter Merkel zu weit nach links verschoben haben. Indem sie in die Lücke stiess, gefährdet die AfD nicht, sondern stabilisiert sie die deutsche Demokratie. Niemand muss sie wählen.

Klar, auch Deutschland hat Probleme. Die Zweifel an der EU wachsen. Merkels Flüchtlingspolitik brachte mehr Kriminalität, mehr kulturelle Konflikte und damit mehr Fremdenfeindlichkeit ins Land. Sie hatte aber auch die Nebenwirkung, dass die Deutschen heute als weltoffener respektiert werden und unbefangener über die Wirklichkeit reden. Die Sozialwerke sind in Schieflage, wie überall, und der Euro ist eine langfristige Hypothek. Diesen Fragen könnte sich das Land wahrscheinlich etwas entspannter stellen, im Bewusstsein einer stabilen Demokratie auf der Grundlage beeindruckender Wirtschaftskraft.

Die Attacke von Hanau ist ein abscheuliches Verbrechen, aber sie steht nicht für eine Renaissance historischen Unheils. Man wünscht den Deutschen von aussen einen etwas veröhnlicheren Umgang mit sich selber.

Wir behandeln viele Stars – am häufigsten den grauen und den grünen.

Augenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Macron-Herausforderer: Juan Branco. Seite 50

Titelgeschichte

22 Roger Schawinski

Kurt W. Zimmermann über den Wunderknaben des Wettbewerbs

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Coronavirus Was jetzt zu tun ist
- 10 Trends Panda im Schafspelz
- 11 Eilmeldung
Noch eine Verbeugung
- 12 Porträt der Woche
- 13 Gewinner und Verlierer
Miss Ski, Depressionen, Pornostars
- 14 Kopf der Woche Juan Branco:
Macrons Intimfeind
- 18 Essay der Woche Peter Keller:
Hitler stand links
- 20 Mörgeli
Funktionäre gegen Mitglieder
- 20 Bodenmann
Wir schaffen das immer wieder
- 21 Medien
Das Ende einer Weltgeschichte
- 21 Die Deutschen
Per App

Inland

- 28 Crypto-Affäre
Bundesrätliches Informationsdesaster
- 29 Finanzen
Jetzt Steuern senken
- 30 Uni Freiburg Wie die Hochschule
das intellektuelle Klima bereichert



Mission der Fledermäuse: Seite 42

- 32 Alexandra Perina-Werz
Die Berner Überfliegerin von der CVP
- 33 Bundesrat Amherds Erfolgsrezept
- 35 Grotteske um das Burka-Verbot
Linker Gegenvorschlag
- 35 Justiz Strassburger Streich

Ausland

- 45 Fall Weinstein Jury mit Gehör
- 48 Inside Washington Heisses Eisen
- 49 Bloomberg ante portas
Bernie Sanders schärfster Konkurrent
- 54 Alain Badiou
Der letzte Mohikaner des Marxismus

Wirtschaft & Wissenschaft

- 34 Musterschüler dank Kernenergie
Plädoyer für saubere Energie
- 42 Fluch der Fledermaus
Warum sie neue Viren übertragen
- 43 Glückskeks Oreo trifft Supreme
- 44 Valium fürs Volk
Die Unternehmerfamilie der Sacklers
- 46 «Anfang des Aufschwungs»
Der Anlagestrategie André Kistler
- 60 Mr. Valsers kurvenreiches Leben
Unternehmer Donald Marc Hess

Kultur & Gesellschaft

- 36 Sharons langer Weg zur Frau
Besuch bei einer Transsexuellen
- 38 «Psychiatrische Eigenlogik»
Psychiater Prof. Frank Urbaniok
über das Hirn von Gewaltverbrechern



«Das militärische Element im wahnhaften Denken ist ein Alarmzeichen.»

Frank Urbaniok: Seite 38

- 50 Ikone der Woche Deva Cassel
- 52 Chad Stahelski
Mozart des Gemetzels
- 56 Wie schaut «Längizyti» aus?
Illustrator Nikolaus Heidelberg

Rubriken

- 9 Im Auge Joe Gebbia
- 16 Personenkontrolle
- 17 Nachruf 1 Hosni Mubarak
- 17 Nachruf 2 Ror Wolf
- 22 Darf man das?
- 22 Leserbrief
- 23 Fragen Sie Dr. M.
- 37 Die Bibel Verzweiflung
- 61 Jazz Nils Landgren & Jan Lundgren
- 58 Kino «Uncut Gems»
- 59 Knorrs Liste
- 59 Körzis Hollywood
Hollywood liebt das coole Berlin
- 62 Thiel Zigeunerschnitzel
- 62 Namen Schaulauf der grossen Köche
- 62 Fast verliebt Kompromisse
- 63 Unten durch Heckklappen
- 64 Wein Der behände Dicke
- 64 Salz & Pfeffer In der guten Stube
- 65 Auto Mercedes-AMG C 63 S Coupé
- 66 Tamaras Welt Wer flucht, ist ehrlich

NEU 10-Länderfahrt ins Donaudelta und an das Schwarze Meer

TOP
Qualität
&
Preis



MS Antonio Bellucci*****



2-Bettkabine Mittel- und Oberdeck (ca. 15 m²) mit franz. Balkon



Panorama-Salon

12 Tage ab Fr. 2290.-

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie inkl. Vollpension)

Tulcea-Rousse-Belgrad-Passau
mit MS Antonio Bellucci*****

- 1. Tag Zürich-Constana-Tulcea** Individuelle Anreise zum Flughafen Zürich. Flug nach Constanta. Transfer zum Schiff nach Tulcea, Einschiffung und «Leinen los!».
- 2. Tag Tulcea-Sfântu Gheorghe-Meile 35** Fahrt nach Sfântu Gheorghe. Fahrt mit Ausflugsboot⁽¹⁾ in die weitverzweigten Nebenarme der Donau im Delta.
- 3. Tag Meile 35-Ismajil** Ausflug⁽²⁾ mit komfortablen Booten in die Seitenarme der Donau. Fahrt nach Ismajil. Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ und Besuch des Suworow-Museums mit dem bekannten Diorama.
- 4. Tag Galati** Ausflug⁽¹⁾ in ein moldawisches Dorf mit Folklore und Kostproben von Spezialitäten.
- 5. Tag Rousse** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ durch Rousse und Besuch des Höhlenklosters Basarowski. Alternativer Ausflug⁽³⁾ nach Bukarest.
- 6. Tag Flusstag** Geniessen Sie die Schifffahrt durch das «Eiserne Tor» und erholen Sie sich an Bord.
- 7. Tag Belgrad** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ durch die Hauptstadt Serbiens. Besuch der Festung Kalemegdan.
- 8. Tag Aljmas-Batina** Ab Aljmas Ausflug⁽¹⁾ in den Naturpark Kopački rit mit wunderschönen Landschaften. In der Zwischenzeit fährt das Schiff nach Batina, wo die Ausflugsgäste wieder an Bord kommen.
- 9. Tag Budapest** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ durch die ungarische Hauptstadt mit vielen Sehenswürdigkeiten.
- 10. Tag Bratislava** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ und Fahrt zur imposanten Burg mit schöner Aussicht auf die Donau.

11. Tag Dürnstein Rundgang⁽²⁾ durch das Städtchen mit Weinprobe. Schifffahrt durch die Wachau.

12. Tag Passau-Schweiz Ausschiffung und Busrückfahrt in die Schweiz. Ankunft St. Margrethen Bahnhofplatz oder Zürich Flughafen. Individuelle Heimreise. **Passau-Tulcea, 11 Tage**

Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge mit kleinen Anpassungen. Details im Katalog oder Internet.


MS Antonio Bellucci*****

Das im Jahr 2012 erbaute Luxussschiff bietet Platz für 140 Gäste in 69 Kabinen und einer Suite (ca. 32 m²). Die Kabinen sind mit Dusche/WC, Föhn, Safe, Telefon, TV/Radio und ind. regulierbarer Klimaanlage ausgestattet. Die Kabinen auf MD und OD (ca. 15 m²) verfügen zusätzlich über Tisch und zwei Sessel sowie über einen franz. Balkon. Die Kabinen der Kategorie MD hinten sind etwas kleiner, ohne Tisch und Stühle. Zudem sind die Betten durch einen Nachttisch getrennt. Auf dem HD (ca. 13 m²) haben die Kabinen kleinere, nicht zu öffnende Fenster. Bordausstattung: Foyer mit Réception, Shop, grosszügiges Restaurant, grosser Panorama-Salon mit Tanzfläche und Bar, Captains Corner sowie Sauna- und Fitnessbereich. Das Sonnendeck mit Whirlpool, Liegestühlen und Sonnenschirmen lädt zum Verweilen ein. Lift zwischen MD und OD. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. **Nichttraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Reisedaten 2020 **Es het solangs het Rabatt**

Passau-Tulcea, 11 Tage 22.05.-01.06. **800** Tulcea-Passau, 12 Tage 01.06.-12.06. **800**

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- Bustransfer Passau-St. Margrethen/Zürich
- Flug Zürich-Constana v.v. mit Edelweiss Air in Economy inkl. Flughafentaxen 
- Transfer Constana-Schiff oder v.v.
- Thurgau Travel Bordreiseleitung
- Audio-Set bei allen Ausflügen

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck hinten	3090
2-Bettkabine Hauptdeck	3290
2-Bettkabine Mitteldeck hinten, franz. Balkon	3890
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	4190
2-Bettkabine Oberdeck hinten, franz. Balkon	4290
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	4490
Suite Oberdeck (ca. 32 m²), franz. Balkon ⁽⁵⁾	5890
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	0
Zuschlag Alleinbenutzung Mitteldeck	1490
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck	1690
Zuschlag Business Class	390
Ausflugspaket (8 Ausflüge)	270
Jahresversicherung Allianz Einzel/Familie	139/229

Weitere Reisen mit MS Antonio Bellucci*****

Basel-Amsterdam-Basel **9 Tage ab Fr. 1390.-**
 Basel-Trier-Bernkastel-Basel **9 Tage ab Fr. 1090.-**
 Basel-Regensburg-Passau **9 Tage ab Fr. 1390.-**
 Basel-Flandern-Friesland-Basel **15 Tage ab Fr. 2590.-**
 NEU Tulcea-Belgrad-Basel **20 Tage ab Fr. 3680.-**

Ab-Preise, günstigste Kategorie in Nebensaison inkl. Vollpension. Details auf www.thurgautravel.ch



Pelikane im Donaudelta



Dom des Heiligen Sava, Belgrad

⁽¹⁾ Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | ⁽²⁾ Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | ⁽³⁾ Alternativer Ausflug nur an Bord buchbar | ⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich
 Programmänderungen vorbehalten | Für Schweizer Bürger ist ein Reisepass erforderlich, der noch mindestens 6 Monate nach Reiseende gültig sein muss | Reederei/Partnerfirma: feenstra

Weitere Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch



Exklusiv:
3 Kabinen, 4 Crew



VIP-Yachting Kroatien

Segeln im Insel-Naturparadies

Unterwegs in den einzigartigen Kornaten und im Telascica-Naturpark erleben Sie unvergessliche Yachting-Ferien. Erkunden Sie Kroatiens traumhaftes Naturparadies auf unserem eleganten Zweimaster.

Der Naturpark Telascica und die Kornati-Inseln mit ihren weit über hundert kleinen Eilanden und Riffen sind noch ein Geheimtipp. Sie segeln entlang der herrlichen kroatischen Küste, von Insel zu Insel. Jedes Mal, wenn die Crew den Anker wirft, erwartet Sie eine neue Welt. Es sind Buchten mit kristallklarem Wasser, in denen viel Privatsphäre und Zeit zum Baden und Entspannen garantiert sind. Sie reisen sanft und im kleinen Rahmen mit sechs Personen. Eine erfahrene vierköpfige

Crew kümmert sich um Ihr Wohl. Sie geniessen die mediterrane Küche, den lokalen Wein und jeden Tag viel Sonne, Ruhe, Segeln und die atemberaubende Natur. Dazu kommt die Möglichkeit, täglich etwas Neues zu entdecken. Gönnen Sie sich diese Traumferie – alleine oder zusammen mit Ihren Liebsten.

Ihre Traum-Yacht mit Crew

35-Meter-Zweimast-Segelyacht; 4 Crew-Mitglieder; 3 geräumige, klimatisierte Gästekabinen mit Dusche/WC; grosser Esstisch auf Deck und im Salon; Sonnenliegen; Stand-up-Paddel; Schnorchelausrüstung und Beiboot.

Unser Traumprogramm

1. Tag: Sumpetar–Okrug Gornji
2. Tag: Okrug Gornji–Zirje oder Rogoznica
3. Tag: Zirje–Kakan und Kornaten
4. Tag: Kornaten–Jezero–Mir–Telascica
5. Tag: Kornaten–Primosten-Region
6. Tag: Primosten-Region–Solta
7. Tag: Solta–Sumpetar
8. Tag: Sumpetar



Platin-Club-Spezialangebot

Exklusive Yachting-Ferien Kroatien
35-Meter-Zweimast-Segelyacht
4 Crew-Mitglieder

Reisetermine:

- 20. bis 27. Juni 2020
- 5. bis 12. September 2020
- 12. bis 19. September 2020

Leistungen inklusive:

- Yachtreise ab/bis Split
- Betriebskosten der Yacht
- Halbpension
- Captain's Dinner

Spezialpreis pro Person:

- VIP-Zweibettkabine Fr. 3870.–
- Master-Doppelbett-Kabine Fr. 4280.–

Anmeldung und Information:

Buchen Sie Ihr Arrangement über Telefon 056 427 15 68 oder per E-Mail an info@executive-private.ch.
Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular auf www.weltwoche.ch/platin-club

Veranstalter:

Executive CH, 5430 Wettingen
www.executive-yachtreisen.ch
Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche

www.weltwoche.ch/platin-club

Coronavirus: Was jetzt zu tun ist

Von Beda M. Stadler — Viren springen weder von Land zu Land noch von Regierung zu Regierung, sondern von Mensch zu Mensch. Es liegt an uns, Übertragungen zu verhindern.

Das Coronavirus ist der ideale Übungsplatz, um zwei Fliegen auf einen Streich zu erledigen. Seit Ausbruch dieser Krankheit hat das Virus mehr als 2700 Opfer gefordert. Das Grippevirus tötete gleichzeitig aber bereits mehr als 75 000 Menschen. Zudem sieht es nicht so aus, als ob dieses Jahr die Opferzahlen des Coronavirus jene der Grippe überholen könnten. Von den bestätigten 80 000 Coronavirus-Patienten hatten 80 Prozent bloss eine harmlose Erkältung, und etwa ein Drittel ist bereits wieder völlig gesund.

Gestorben sind vor allem ältere Menschen mit einer zusätzlichen Erkrankung. Überspitzt darf man sagen: Noch ist kein einziger gesunder, junger Mensch am neuen Coronavirus gestorben.

Impfpflicht einführen

Dem Bund sei Dank, dass er diesmal bei der Panikmache nicht mitmacht. Trotzdem ist nun Zeit zu handeln: Wir müssen das Problem von Ansteckungskrankheiten ernsthafter angehen, dabei vorerst auf die Grippe zielen und gleichzeitig üben, wie man dem neuen Coronavirus begegnen kann, sollte es auch zu uns überschwappen.

Hier ein Vorschlag für eine sofortige *awareness*-Kampagne durch das Bundesamt für Gesundheit (BAG):

1 — Man macht die persönliche Hygiene zum Schulfach auf allen Stufen. Das BAG will ja auch eine Informationskampagne zu Hygienemassnahmen durchführen. Wie man Fudi und Nase putzt oder Hände wäscht, sollte aber eigentlich nicht die Aufgabe von Beamten sein.

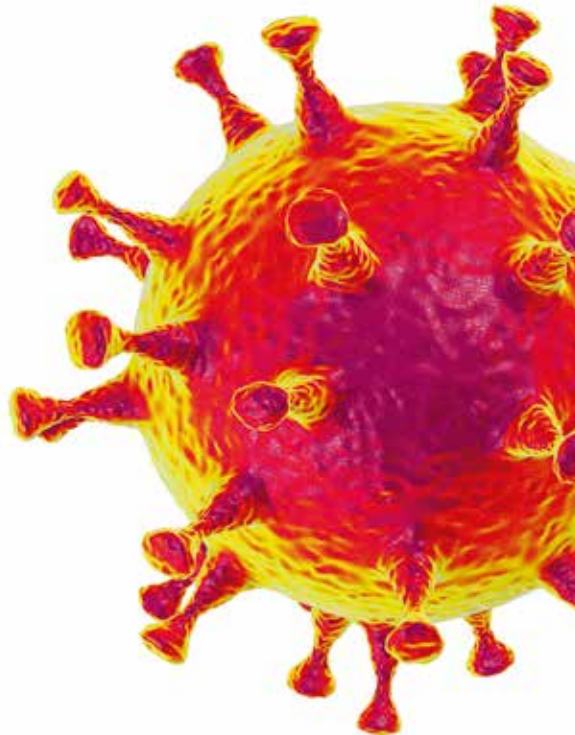
2 — Mit Fieber oder anderen «Erkältungssymptomen» rennt man nicht direkt zum Arzt, um dort andere anzustecken, sondern kuriert sich zu Hause. Angehörige oder Freunde übernehmen die Versorgung und Pflege. Für ältere Patienten oder Menschen mit einer schweren zusätzlichen Krankheit richtet das BAG eine Hotline ein, um über die nächste Anlaufstelle für eine Arztkonsultation zu informieren. So werden weniger Menschen angesteckt, als wenn man viele Gesunde mit ein paar Kranken in Quarantäne steckt.

3 — Jeder, der derart zu Hause bleibt, braucht kein Arzzeugnis. Selbst wenn sämtliche Faulenzer davon ungerechtfertigt Gebrauch

machen, ist das epidemiologisch und ökonomisch gescheiter als jede grossflächige Quarantänemassnahme oder Einreiseperrre.

4 — Auf keinen Fall besucht man mit Grippe-symptomen andere Menschen, insbesondere kein Spital, kein Altersheim, keine Kita und auch kein Gefängnis.

5 — Menschen, die vermuten, dass sie mit einem ansteckenden Virus infiziert sind, tragen eine Maske, falls sie aus einem triftigen Grund das Haus verlassen müssen. Alle Gesunden nehmen etwas Abstand, grüssen den Maskenträger freundlich, weil es sich dabei offensichtlich um einen rücksichtsvollen



Solidarität ist besser als Egoismus.

Menschen handelt, der niemanden anstecken will.

6 — Wer als Gesunder mit einer Maske herumrennt, ist bloss ein Fasnächtler, den man belächeln darf.

7 — Jemanden anzustecken, auch wenn es bloss eine harmlose Erkältung ist, gehört nicht zu unseren Grundrechten und ist kein Kavaliersdelikt. Es ist zu hoffen, dass in Zukunft vermehrt breitflächig krankmachende Viren sequenziert werden. Viren mutieren nämlich ständig und hinterlassen damit eine Art Unterschrift, die es ermöglicht, herauszufinden,

» Fortsetzung auf Seite 10

Unsere Luftmatratze



Joe Gebbia, Gründer von Airbnb.

San Francisco ist die teuerste Metropole der USA, hier schlafen die aus dem Silicon Valley einfallenden Heerscharen von Tech-Freaks. Der junge Designer Joe Gebbia, der in einer Buchhandlung jobbt, ärgert sich, dass der Vermieter nochmals 20 Prozent aufgeschlagen hat, und als die Stadt restlos ausgebucht ist mit einem Design-Kongress, schlägt er seinem Mitbewohner Brian Chesky vor: «Machen wir ein paar Dollars mit einem *air bed-and-breakfast*.» Aus Joe Gebbias Idee mit den drei Luftmatratzen im Wohnzimmer im Jahre 2007 wurde der vielleicht grösste Quantensprung des zivilen Wohnens seit dem Höhlenmenschen: Airbnb, entstanden «aus dem Nichts und mit nichts» (so das Magazin *Starting Up*) – bequemer, ungestörter, anonymer, billiger als das Hotel.

Den Firmenwert der globalen Betten-Plattform veranschlagt die Wall Street mit 31 Milliarden Dollar, je 4 Milliarden für Gebbia und Chesky, immer noch Haupteigentümer. Doch der geplante Börsengang droht wegen der Corona-Seuche in China, dem Markt mit dem meisten Zuwachs, zu scheitern. Schon in den ersten neun Monaten 2019 schrieb Airbnb 322 Millionen Verlust. Platzt der Matratzenriese (500 Millionen Nutzer in 65 000 Städten in 191 Ländern) an seiner Grösse? Eine Fremdkopie für flottierende Büros ging pleite. Doch in Zürich, dem San Francisco der Schweiz, «tobt ein Kampf um die Innenstadt» (NZZ). Pensionskassen übernehmen Airbnb als Geschäftsmodell, renovieren ihre Immobilien, werfen die alten Mieter aus den Wohnungen und bieten sie Instant-Gästen an. Selbst Nutzniesser subventionierter Stadtwohnungen holen zahlende Touristen ins Haus. Der Charme der libertären *sharing community*, der guten alten WG, Vermächtnis der kalifornischen Hippie-Kultur, ist längst kommerzialisiert. Joe Gebbia, 39, bis heute Chief Product Officer, wohnt immer noch in San Francisco, ist viel als Bettentester unterwegs («mein Luxus: der Hundesitter») und will dereinst die Hälfte seines Vermögens stiften. Peter Hartmann

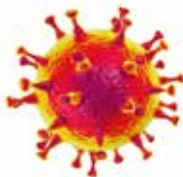
wer einem das Virus angehängt hat. Wir hätten dann eine vergleichbare Situation wie mit dem Nummernschild an unserem Wagen, das unter anderem auch die Fahrerflucht verhindern soll.

8 — Die Schweiz führt die Impfpflicht für ansteckende Krankheiten ein bei Personen, die andere Mitmenschen betreuen. Also für das Pflegepersonal, Betreuer von älteren und jüngeren Menschen wie auch für Lehrer und Gefängniswärter.

9 — Der Schweiz wird wahrscheinlich rasch der Grippeimpfstoff ausgehen, weshalb die Politik aufgefordert ist zu überdenken, wie wir infektiöse Krankheiten in Zukunft bekämpfen wollen.

Vorsicht vor Facebook-Intellektuellen

Sollen wir diesen wichtigen Teil der Volksgesundheit weiterhin der Privatindustrie überlassen? Für die Impfindustrie war das Sars-Virus nicht interessant, weil es quasi von selbst verschwunden ist. Für die Volksgesundheit wäre ein solcher Impfstoff aber wichtig, da er vielleicht auch gegen das neue Coronavirus ganz oder teilweise schützen könnte.



Wie ernsthaft sollen Informationskampagnen sein, wenn jeder Facebook-Intellektuelle den Sinn des Impfens abstreiten darf? Sollen Impfkritiker gleich behandelt werden wie Hassprediger?

Man kann nun einwenden, diese Übung komme zu spät, schliesslich ist der Gipfel der Grippeerkrankungen in der Schweiz bereits übersprungen. Das spielt keine Rolle. Auch nach einem Gipfel gibt es immer noch Neuansteckungen, und diese könnten wir dank der Übung einschränken. Die *awareness*-Kampagne sollte schliesslich in die Zukunft wirken und mehrere Punkte vermitteln: Solidarität ist besser als Egoismus; niederen Trieben in unserem Affengehirn nachzuhängen, ist einfacher, als unser Gehirn rational einzusetzen; wer Panik verbreitet, ist entweder dumm oder hat andere, niedere Absichten.

Viren springen weder von Land zu Land noch von Regierung zu Regierung, sondern von Mensch zu Mensch. Also liegt es einzig bei uns selber, die Übertragung zu verhindern. Sollten Sie noch keine Maske haben, aber bereits Symptome verspüren, rufen Sie beim BAG an, die haben noch massenweise Masken, die abgelaufen sind, aber für den eigentlichen Zweck, niemand anderen anzustecken, noch ausreichen.

Beda M. Stadler ist emeritierter Professor und ehemaliger Direktor des Instituts für Immunologie an der Universität Bern.



Es geht ans Substanzielle.

Trends

Panda im Schafspelz

Von Anton Beck — Die Videoplattform Tiktok kämpft mit heftiger Kritik – von der Abzocke Minderjähriger bis hin zu politischer Zensur. Trotzdem wird sie immer beliebter.

Auf den ersten Blick wirkt Tiktok vor allem Aniedlich. Nur einige Sekunden dauern die meisten Videos und zeigen trendige junge Leute, immer gut gelaunt, die tanzen, ihre Freunde mit dem neuesten iPhone beschenken oder eingängige Popsongs mitsingen. Neben etablierten Stars, welche die App nutzen, gibt es eine ganze Liste von Influencern, die im Tiktok-Universum Kultstatus erlangt haben und jede Facette ihres Alltags online stellen. Während Instagram und Co. mittlerweile auch als Businessplattformen genutzt werden, entbehrt Tiktok scheinbar jeglicher Seriosität. Hier dreht sich alles darum, möglichst witzig und bunt zu sein, Inhalte hingegen sind unerwünscht. Tiktok ist wie ein sonniger Badeurlaub fürs Gehirn und lässt seine User, wann immer das eigene Leben zu anstrengend wird, in eine sorgenlose Parallelwelt eintauchen.

So putzig Tiktok auch daher kommt, in Zeiten von Edward Snowden und Julian Assange wird jedes soziale Medium genau durchleuchtet. Ob die undurchsichtige Ansammlung persönlicher Daten oder die Verbreitung verwerflicher Inhalte: Viele soziale Netzwerke haben ihre Erfahrungen damit gemacht, Mark Zuckerberg musste sich sogar vor dem US-Kongress rechtfertigen. Die Videoplattform Tiktok übertrifft sie alle. «Wie Tiktok Videos zensiert, die Peking nicht gefallen», titelte der britische *Guardian* und «Gefährdet Tiktok Kinder?» die *FAZ*. Der *Spiegel* fragte den pressenscheuen Tiktok-Chef Alex Zhu direkt: «Warum sollte man Ihnen vertrauen?» Zhus Antwort darauf ist zwar ausschweifend, aber alles andere als befriedigend. Tiktok, da sind die Medien sich einig, scheint der personifizierte Teufel unter den sozialen Netzwerken zu sein. In Anbetracht der Vorwürfe ist die Kritik auch durchaus berechtigt. Neben der handelsüblichen Spionage persönlicher Daten kommen das Verschwinden chinakritischen Inhalte, die Diskri-

minierung homosexueller User und ein Geschenkssystem hinzu, das Tiktokern erlaubt, mit Geld Emojis, etwa in Form eines Pandas, zu kaufen – vor allem die Eltern minderjähriger Nutzer freut das kaum. Der Unmut gegenüber der App hat nichts mit schlechter PR-Arbeit zu tun, sondern geht ans Substanzielle.

Tiktok sei so schnell gewachsen, es würde ihn wundern, wenn es bestimmte Probleme nicht geben würde, zitierte *Die Zeit* einen von vielen Tiktokern, die alle eines gemeinsam haben: Sie sind Feuer und Flamme für die App. Dass Tiktok ein Wolf oder, um der Ästhetik der App gerecht zu werden, ein Panda im Schafspelz ist, scheinen alle zu wissen, bloss stört sich niemand daran.

Medienfremde Zielgruppe

Das liegt an der Generation der Nutzer. 69 Prozent der Tiktoker sind zwischen 16 und 24 Jahre alt, also Digital Natives, und daher mit dem Verständnis aufgewachsen, dass die Freigabe von Daten etwas Selbstverständliches ist. Zudem geniesst Tiktok den Vorteil, keine Pionierarbeit mehr leisten zu müssen. Unternehmen wie Facebook haben die Skandale rund um Datenhortung bereits ausgelöffelt. Dass Tiktok, das der chinesischen Mutterfirma ByteDance untersteht, also anfängliche Gehschwierigkeiten hat, wird als bekannt abgestempelt und verziehen. Ein weiterer heikler Punkt: Selbst wenn das Unternehmen völlig neue Grenzen verwerflichen Verhaltens überschreiten sollte, muss es sich, anders als die amerikanischen Konkurrenten, wahrscheinlich nie vor einem rechtsstaatlichen Gericht verantworten. Kritische Medien und Tiktok teilen auch kaum dieselbe Zielgruppe.

Dem Panda kann in noch so vielen Artikeln der Schafspelz weggerissen werden, die meisten Tiktoker erfahren davon nichts. Sie swipen frivol weiter durch die drolligen Videos.

Noch eine Verbeugung

Von Urs Paul Engeler — Kohäsionsmilliarde: Der Bundesrat im Dilemma zwischen der ultimativen EU-Forderung und dem Parlamentsentscheid.

Das Protokoll zum Davoser Treffen der Bundesratsdelegation mit der Spitze der EU-Kommission dokumentiert die Kapitulation dreier Bundesräte in sämtlichen Belangen. Die geheime Schweigevereinbarung mit EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen zwecks Torpedierung der Volksinitiative zur Begrenzung der Zuwanderung vom 17. Mai war die erste Schandtät der Landesregierung (*Weltwoche* Nr. 7 und Nr. 8). Die zweite muss alle Parlamentarier, die vor diesem schäbigen Politpakt noch angestrengt Augen, Ohren und Münder verschliessen, zum öffentlichen Einspruch bewegen. Die drei Bundesräte Simonetta Sommaruga (SP), Ignazio Cassis (FDP) und Karin Keller-Sutter (FDP) zeigten sich offenbar gewillt, der EU die sogenannte Kohäsionsmilliarde (genauer: 1,3 Milliarden Schweizer Franken) ohne jede Brüsseler Gegenleistung auszuhändigen. Damit würden sie sich über zwei klare und verbindliche Entscheide des Parlaments hinwegsetzen.

Ruedi Noser ausgebremst

Im letzten Jahr stand die von der EU eingeforderte Tributzahlung auf den Traktandenlisten der grossen wie der kleinen Kammer. Es war der Zürcher FDP-Ständerat Ruedi Noser, der im zähen Ringen um die Abgabe den Kompromiss einbrachte, dass die 1,3 Milliarden nur dann überwiesen werden dürfen, wenn die EU im Gegenzug auf diskriminierende Massnahmen gegen die Schweiz verzichte oder solche rückgängig mache. Als besonders willkürlicher Akt der EU kritisiert wurde die Weigerung Brüssels, die Schweizer Börsenregulierung als gleichwertig anzuerkennen. Der Ständerat unterstützte den Vorbehalt Nosers fast einstimmig, und zwar mit einem überdeutlichen Stimmenverhältnis von 38 zu 1.

Am 3. Dezember hat sich auch der Nationalrat mit 110 gegen 86 Stimmen dieser Linie angeschlossen. Damit darf der Bundesrat keinen einzigen Kohäsionsfranken freigeben, so lange die EU an ihren abwegigen und machthaberischen Aktionen festhält.

Nickende Entgegennahme

Obwohl die EU von ihrer Erpressung nicht ablässt, verteidigte das aussenpolitische Bundesratstrio, eine SP-FDP-Formation, in Davos diesen Beschluss nicht. Zwar hat Bundespräsidentin Sommaruga noch kurz auf die Schweizer Position (Freigabe der Gelder nach dem Ende der Börsendiskriminierung) hingewie-



Keine Widerrede: Bundespräsidentin Sommaruga.

sen. Doch von der Leyen beharrte gemäss Protokoll auf der ultimativen Forderung, wonach die 1,3 Milliarden jetzt unverzüglich und ohne jegliche Bedingung überwiesen werden müssen («President von der Leyen stressed that Swiss financial contribution, which corresponds to Swiss current access to the single market, should be disbursed without delay and

without any condition»). Sommaruga, Cassis, Keller-Sutter, der ebenfalls anwesende Unterhändler Roberto Balzaretto und drei Staatssekretäre nahmen die Durchsage schweigend oder gar nickend entgegen.

Auf jeden Fall registriert das Protokoll kein Aufmucken und keine Widerrede der Schweizer Delegation. Vor der Presse erwähnte Sommaruga anschliessend das Kohäsionsdiktat der EU mit keinem Wort. Sie gab nur ihrer Entzückung Ausdruck, dass die Ausgabe und die Entgegennahme der Brüsseler Befehle in «sehr freundlicher, sympathischer, offener Atmosphäre» stattgefunden hätten. Auf die Nachfrage in Bern, ob die EU-Seite das Treffen korrekt protokolliert habe oder ob es aus Schweizer Sicht Einwände gebe, sondert die Bundeskanzlei keinen weiteren Kommentar ab. So darf respektive muss davon ausgegangen werden, dass alle bundesrätlichen Peinlichkeiten zutreffen, die im vertraulichen Brüsseler «Debriefing» aufgelistet sind.

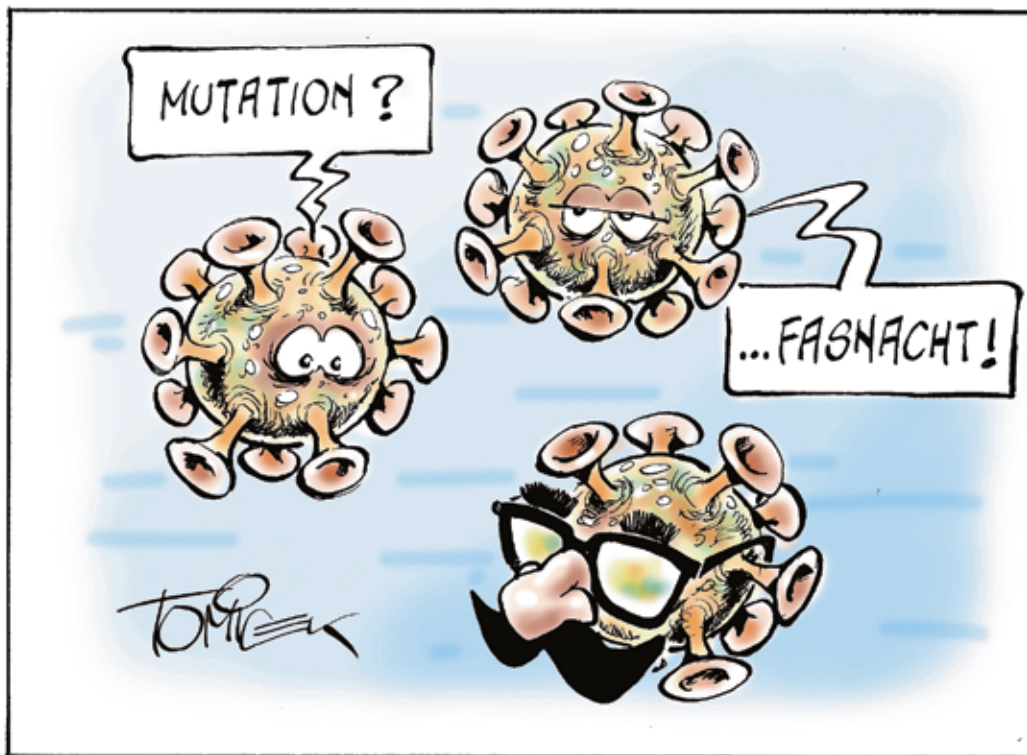
Cassis' laute Worte

Antworten auf die Frage, wie sich die Landesregierung aus dem Dilemma mit der Kohäsionsmilliarde winden will, müssen wahrlich erdauert werden. Dann aber gibt sich das Büro

Die drei Bundesräte sind offenbar gewillt, die Milliarde ohne jede Gegenleistung auszuhändigen.

von Aussenminister Cassis plötzlich kämpferisch: Der Bundesrat werde sich an die Beschlüsse des Parlaments halten und die Abkommen über finanzielle Leistungen zugunsten der Partnerländer «nicht unterzeichnen, so lange diskriminierende Massnahmen der EU vorliegen». Ob das laute Wort aus Bern, gedacht zur Beruhigung der hiesigen Gemüter, den 17. Mai, den Tag der Abstimmung über die Begrenzungsinitiative, überdauern wird, darf angesichts des Drucks der EU und des bundesrätlichen Zauderns zumindest bezweifelt werden. Ist die störende SVP-Initiative vom Tisch, wird das Politwetter sich rasant wenden.

Das gute Schweizer Geld wird in Brüssel auch darum so gebieterisch eingefordert, weil das markanteste Merkmal des aktuellen EU-Haushalts das Loch ist. Nach dem Brexit fehlen im Finanzplan der nächsten Jahre 75 Milliarden Euro, die noch nicht kompensiert werden konnten. Der Finanz-Sondergipfel von letzter Woche endete in Chaos, Streit, Verzweiflung und Tränen. Wie in dieser Euro-Not der angekündigte Green Deal finanziert werden soll, steht in den verbliebenen europäischen Sternen. Zu erwarten ist einzig, dass die Schweiz auch bei dieser Kollekte zu einer Spende genötigt wird. Auch diese Beihilfe hat Sommaruga inoffiziell bereits vor dem Davoser Freundschafftstreffen in Aussicht gestellt.



DIE ANGST FEIERT MIT !

Ausland

Mit Adriano Trevisan, 78, stirbt das erste **Coronavirus-Opfer Europas**. Die Neuwagenkäufe in China brechen um 92 Prozent ein. In München bespuckt ein Betrunkener zwei Chinesinnen. Österreich stellt Zugverkehr mit Italien am Brenner ein.

Die Queen verbietet Harry und Meghan die kommerzielle Nutzung ihres «Sussex Royal»-Titels. Drei arabische Clan-Mitglieder sind für den Diebstahl einer 100 Kilogramm schweren **Goldmünze** aus dem Berliner Bode-Museum verurteilt worden.

Die **Wahlbeteiligung im Iran** ist so niedrig wie noch nie seit der Islamischen Revolution 1979. Drei Stunden später als angesagt, beginnt die Pop-Diva Madonna ihr erstes Konzert in Paris. Im Prozess gegen **Harvey Weinstein** spricht das New Yorker Geschworenengericht den ehemaligen Filmproduzenten der Vergewaltigung und sexuellen Nötigung schuldig.

Die **Elfenbeinküste** und Deutschland unterzeichnen ein Abkommen mit dem Ziel, im westafrikanischen Staat die Produktion erneuerbarer Energie bis 2030 zu verdoppeln. Portugal will als erstes katholisch geprägtes Land die **aktive Sterbehilfe** zulassen. Im hessischen Hanau erschießt ein 43-jähriger Deutscher zehn Menschen, der Täter hinterlässt ein rassistisch durchsetztes Bekennterschreiben mit kruden Verschwörungstheorien.

Michael Bloomberg absolviert das erste Fernsehduell mit seinen demokratischen Präsidentschaftsbewerbern. Ihm werden frauenverachtende Äusserungen und eine rassistisch ausgerichtete Polizeipolitik als New Yorker Bürgermeister vorgehalten. Seine Partei-Rivalin Elizabeth Warren findet, es dürfe nicht darum gehen, einen «**arroganten Milliardär**» durch einen anderen zu ersetzen.

Ungarn hat im vergangenen Jahr **sechzig Asylbewerber** anerkannt, in Deutschland wurden im gleichen Zeitraum 70 329 Gesuche positiv beurteilt. Die römisch-katholische Diözese von Harrisburg, Pennsylvania, muss nach Millionen-Abfindungen an **Opfer sexuellen Missbrauchs** Konkurs anmelden.

Irlands Premierminister Leo Varadkar hat zwei Wochen nach seiner Wahlniederlage den Rücktritt angekündigt. Der Regisseur **Quentin Tarantino** wird mit 56 erstmals Vater und zieht nach Tel Aviv, dem Wohnsitz seiner Frau. Archäologen haben in Rom die mögliche **Grabstätte des Gründervaters Romulus** vorgestellt. In diesem Jahr sollen die weltweiten Staatsschulden laut Standard & Poor's einen Rekordwert von 53 Billionen US-Dollar erreichen.

Donald Trump beruft den bisherigen Botschafter in Deutschland, Richard Grenell, zum Koordinator der US-Geheimdienste. Der **Erfinder der Lego-Männchen**, der Däne Jens Nygaard Knudsen, ist im Alter von 78 Jahren gestorben

Inland

In einer Medienkonferenz informiert Gesundheitsminister **Alain Berset** (SP) über die aktuellen Massnahmen des Bundes aufgrund der Coronavirus-Fälle in Italien: erhöhte Bereitschaft, zusätzliche Tests und verstärkte Information der Bevölkerung. Der Tessiner Lega-Nationalrat Lorenzo Quadri fordert die **Schliessung der Schweizer Grenze**. Wie das Bundesamt für Statistik mitteilt, ist seit 2014 die Anzahl der in der Schweiz tätigen Grenzgänger von 292 000 auf 329 000 gestiegen, dies entspricht einem Wachstum von 12,6 Prozent.

Lara Gut-Behrami gewinnt die Doppelabfahrt in Crans-Montana. Die Staatspolitische Kommission des Nationalrats will, dass die **Handys von Flüchtlingen** ohne Pass künftig kontrolliert werden dürfen, um feststellen zu können, ob sie tatsächlich schutzbedürftig sind.

Finanzminister Ueli Maurer (SVP) präsentiert die Rechnung 2019: Der Bund schliesst mit einem **Überschuss von 3,1 Milliarden Franken** ab.

UBS-Chef **Sergio Ermotti** tritt auf Ende Jahr zurück. Er warnt, dass die Schweizer Banken wegen des Brexits **ins Hintertreffen** geraten könnten. Grossbritannien würde mit aller Kraft versuchen, seinen Finanzplatz mit pragmatischen Regulierungen zu stärken – «in der Schweiz fehlt dieser Pragmatismus manchmal», so Ermotti.

Der Vater des in der Recyclinganlage von Därstetten ausgesetzten Kindes wird nach Deutschland ausgeschafft. **Roger Federer** hat sich einer Knie-Operation unterzogen und fällt mindestens bis nach dem French Open Anfang Juni aus. Die nationalrätliche Sozialkommission will gegenüber dem Ständerat die sogenannte «**Überbrückungsrente**» für ältere ausgesteuerte Arbeitslose deutlich ausbauen.

Aderlass. Der ehemalige Schweizer Radprofi Pirmin Lang gesteht Blutdoping. Die Kabelnetzbetreiberin UPC baut rund 160 Stellen ab. Ein **Wolf**, der im Thurgau mehrere Schafe gerissen hat, ist erschossen worden.

Der Bundesrat will in den nächsten vier Jahren insgesamt 21,1 Milliarden Franken für die Armee ausgeben. Mit einem Fünf-Gang-Menü holt das **Schweizer Armee-Team** Gold an der Olympiade der Köche in Erfurt (D) in der Militärkategorie. *Peter Keller*



Winke, winke aus Luxuskarossen: Queen Elizabeth II.



Klasse Job: Mikaela «Sugar Star» Spielberg.

Prominente

Miss Ski, Depressionen, Pornostars

Von Michael Bahnerth — Seltsames Klima bei den Thunbergs, Corinne Suters Schatten, die seelische Befriedigung von Porno und die unsterbliche Monarchie.

Gewinner

Entgegen anderslautender Meldungen steht es trotz Prinz Andrews Vorliebe für halbausgewachsene Mädchen, der peinlichen Selbstsuche jener von Sussex, der diversen Scheidungen von *second row*-Royals, der aktuellen Endlichkeit von Prinz Philip, der misshandlungsmüdigkeit der Queen gar nicht so schlecht um die Zukunft der britischen Monarchie. Weil Grossbritannien Ende Jahr zu einem Sanatorium ewiggestriger Brexitler werden wird, die über das Meer blicken werden und das einstige Leben vorbeiziehen sehen, bleibt dem Land als letzte Bastion gegen die Tristesse nur der leicht fahl gewordene Pomp des Königshauses, die bunten Uniformen, die vergoldeten Kutschen, die kraftvollen Pferde, das Winke-Winke aus Luxuskarossen und von Balkonen, um wenigstens hin und wieder das Gefühl zu haben, so zu sein, wie sie glaubten, einmal gewesen zu sein.

Es gibt das Drama des begabten Kindes, aber es gibt viel mehr Dramen von Kindern begabter Eltern, jene Kids, die sich aufgeben und Rettung dort suchen, wo es nur Untergang gibt: Drogen, falsche Freunde, geldgierige Gurus. Bei der leicht pummeligen Mikaela Spielberg, 23, Tochter von Steven, ist nicht ganz klar, was sie gerade reitet. Weil sie unabhängig sein und auf eigenen Beinen stehen möchte und sehr viel Spass an Sex hat, will sie ebenfalls ins Filmgeschäft und hat sich entschlossen, ihr Ich im Beruf der Pornodarstellerin zu finden. Nur solo, mit Clips, die den Namen haben: «Grossbusige Frau befriedigt sich in ruhiger Umgebung». Sie sei ohnehin ein «sexuelles Wesen», von daher sei alles cool. Einen Namen für ihre Pornokarriere hat sie auch schon: «Sugar Star». Ihre Eltern seien von ihrem Berufswunsch «fas-

ziniert» und hätten ihn «interessiert» zur Kenntnis genommen. Ihr Verlobter, ein fünfzigjähriger Dart-Spieler, findet, dass ihr Berufswunsch in etwa so gut passt, wie sein Pfeil ins *bullseye*. Pornostar zu sein, sagt Mikaela, sei ein Klasse Job, man muss nicht jeden Tag ran und irgendwas tun, was die Seele nicht befriedigt.

Verlierer

Das ist alles nicht so leicht für die 66 Kilogramm schwere Skifahrerin Corinne Suter, 25, ihre Geschichte ist eine Parabel auf die Ungerechtigkeit des Lebens, die darin besteht, dass im Guten wie im Schlechten niemand bekommt, was er verdient. Da fährt sie eine ganze halbe Karriere lang Berge hinunter, und die Moderatoren flippten aus, wenn sie nur schon ein Top-Ten-Ergebnis einfuhr. Suter war langsam und wurde schnell zum Sorgenkind, ihr Skifahren war wie vergiftet, ihr Talent verschattet, vielleicht deshalb bekam sie eine Blutvergiftung und verlor beinahe einen Fuss. Diesen Winter steht sie auf den Brettern wie keine an-



Verschattetes Talent: Abfahrerin Suter.

dere, fährt Siege ein, und ihre blauen Augen strahlen wie ein Gletschersee beim ersten Sonnenstrahl. Sie gewann vorzeitig den Abfahrtsweltcup, im Super-G führt sie, Corinne Suter ist gerade *fuckin' Miss Swiss-Ski*. Dann kamen die Abfahrtsrennen in Crans-Montana, Suter wurde zweimal Zweite, hinter Lara Gut, die aus ungeklärten Gründen seit gefühlten hundert verpatzten Rennen wieder schnell war, und bekam, was sie im Grunde nicht verdiente: die lieb-kosenden Schlagzeilen der Boulevardpresse. Da stand Corinne Suter schon wieder im Schatten.

Die schwedische Familie Thunberg-Ernman läuft Gefahr, immer mehr zu einem Format zu werden, das bei RTL2 all den selbstentblösenden Familien wie den Geissens, den Wollnys, den Reinmanns oder den Katzenbergers den Rang ablaufen könnte. Dafür verantwortlich ist weniger Greta, 17, die in der Abgeschiedenheit ihrer Geisteswelt seelenklimatisch unter leichten Tiefdruckgebieten leidet. Was zu machen war, scheint gemacht: die Performances, die Statements, die Auftritte, die Angriffe, Segeln für Klima. Ihre Müdigkeit kann man auf ihrem Twitter-Account erahnen: fast nur noch Retweets. Man wünscht es ihr nicht, aber es scheint, als ob dunkle Wolken einer erneuten Depression ihr bedrohlich nahekommen.

Vor zwei Jahren war es das kaputte Klima, das sie von ihrer Seelenkrankheit befreite und sie ein wenig gesunden liess. Das erzählt zumindest Malena Ernman, 49, Mutter und ehemalige Schlagersängerin. Wie Greta «in eine Art von Dunkelheit verschwunden» sei, nichts mehr gegessen habe ausser ein wenig Reis und Avocados, und erst, als sie in der Schule einen Film über den Plastikmüll in Ozeanen gesehen habe, sich daraufhin vornahm, die Welt zu retten, hätte sie wieder Hunger verspürt und ganze Portionen vegetarischer Thai-Nudeln gegessen. Besser als Greta geht es gerade ihrer Schwester Beata, 15, die, seit Greta leiser geworden ist, ihre sonnige Stimme zwangsläufig vielbeachtet in die Welt einbringt. Vom Vater und Filmemacher Svante, 50, hört man wenig. Wahrscheinlich dreht er gerade die Thunberg-Saga.



Hunger dank Klima: Greta mit Mutter.

Macrons Intimfeind

Von Jürg Altwegg — Der flamboyante Junganwalt Juan Branco treibt Frankreichs Präsidenten in die Enge. Er brachte mit einem Sex-Video Macrons Kronfavoriten fürs Pariser Stadtpräsidium zu Fall. Mit dubiosen Mitteln und Spiessgesellen kämpft er für die totale Transparenz und wider die «Scheinheiligkeit».

Seine Kandidatur für die französische Präsidentschaft ist nicht mehr aktuell.» Mit dieser Pointe brachte der *Figaro*, das Zentralorgan der französischen Bourgeoisie, das Porträt des dreissigjährigen Juan Branco auf den Punkt. Spätabends hatte Branco im «Café de Flore», in dem einst Jean-Paul Sartre seine Werke schrieb, zwei Journalistinnen der Zeitung empfangen. Branco ist Emmanuel Macrons Intimfeind Nummer eins und Anwalt des russischen Aktionskünstlers Pjotr Pawlenski, der mit einem Sex-Video für grosse Furore sorgte. Zu sehen auf dem Clip war Benjamin Griveaux, Macrons Kandidat für das Amt des Pariser Bürgermeisters, beim Akt des Onanierens. Damit war Griveaux desavouiert und sein Ziehvater Macron düpiert.

Bis ins Bett hatte es Juan Branco, der in den vergangenen zwei Jahren vom staatlich garantierten Mindesteinkommen RSA – 560 Euro pro Monat – lebte, nach dem Schlummertrunk mit den *Figaro*-Journalisten nicht mehr weit. Er wohnt in einem grosszügigen Appartement in den Stockwerken über dem «Flore» – im Herzen von Saint-Germain-des-Prés. In dieser Wohnung kam es in der Silvesternacht zu einer Schlägerei, bei der sein russischer Klient Pjotr Pawlenski mit einem Messer zwei Gäste der Party verletzte und eine Champagnerflasche auf den Kopf abbekam.

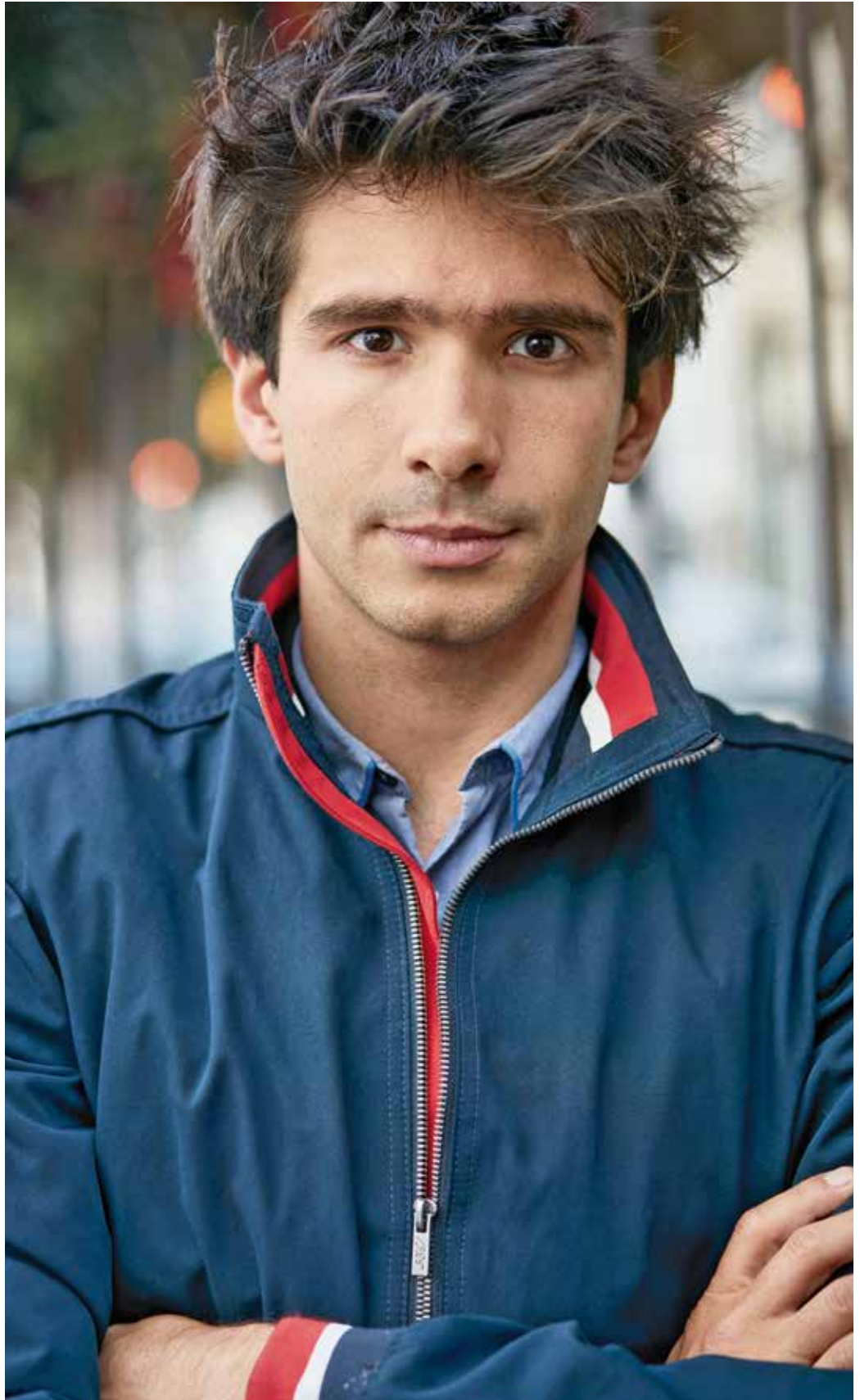
Am Tisch mit Catherine Deneuve

Mehrfach sass Pawlenski in Russland im Gefängnis. Seine künstlerische Spezialität sind Inszenierungen, die Putins Regime demaskieren sollen. Er hatte sich den Mund zusammengenäht und auf dem Roten Platz den

Seinen Werdegang begründet er mit der Notwendigkeit, neben seinem Vater bestehen zu können.

Hodensack vernagelt. Nach einer Anklage auf Vergewaltigung, bei der er den Partner der Frau zusammengeschlagen haben soll, ist er aus Russland abgehauen. In Paris landete er sehr schnell schon wieder im Knast: Bei der Banque de France an der Bastille hatte er Feuer gelegt und sich in den Flammen gefilmt. Er rechtfertigte die Aktion mit der blutigen Repression nach dem Aufstand der Kommune 1871.

In der Gefangenschaft ging seine Beziehung mit der Mutter seiner zwei Kinder in die



Avantgarde einer neuen Ordnung: Jurist Branco, 30.

Brüche: Nicht absolute Treue, sondern totale Transparenz hatte sich das Paar geschworen. Bei Zuwiderhandlungen bestand die Strafe in dem Abschneiden eines Ohrfläppchens oder einer Fingerspitze. Dank seinem einflussreichen Anwalt Branco, der auch Julian Assange verteidigt hatte, stand die Aufhebung des Pawlenski gewährten politischen Asyls nie zur Diskussion.

Seit seiner Freilassung lebt Pawlenski mit der französischen Studentin und Journalistin Alexandra de Taddeo, 29, zusammen. Sie wohnt im noblen 16. Arrondissement, ist die Tochter eines bekannten Fussballtrainers und schrieb Pawlenski Briefe ins Gefängnis. An sie hatte Griveaux seine selbstgedrehten Videos geschickt, auf denen er beim Masturbieren zu sehen ist und von ihrem Busen schwärmt. Auch mit anderen Kandidaten für das Pariser Rathaus hatte sie Kontakt aufgenommen. Die erwähnte Silvesterparty bei Branco konnten de Taddeo und Pawlenski gerade noch vor dem Eintreffen der Polizei verlassen. Seither war der Russe zur Verhaftung ausgeschrieben. Seine «Bonnie and Clyde», wie Branco sie nennt, darf er diesmal nicht verteidigen. Denn nicht Putin, wie Macron am Tag danach anlässlich der Sicherheitskonferenz von München suggerierte, sondern Juan Branco persönlich wird als Strippenzieher bei der Veröffentlichung des Sex-Videos mit Griveaux vermutet.

Branco ist der Sohn der spanischen Psychoanalytikerin Dolores López und des portugiesischen Filmproduzenten Paulo Branco. Beide Eltern sind vor der Diktatur in ihrer Heimat nach Paris geflohen. Regelmässig sitzen Catherine Deneuve und der Filmemacher Raoul Ruiz mit am Tisch. «Auch Literaturnobelpreisträger kamen zum Essen», erzählt Branco: «Vor solchen Leuten muss man schon etwas zu sagen haben, wenn man den Mund aufmacht.» Seine Kameraden der Privatschule Ecole alsacienne gleich neben dem Jardin du Luxembourg erinnern sich an seine Selfies vom roten Teppich beim Festival von Cannes. Seinen schwindelerregenden Werdegang begründet der 1989 geborene Branco mit der existenziellen Notwendigkeit, neben seinem Vater bestehen zu können.

Sehnsucht nach neuen Idealen

Juan Branco hat Diplome gesammelt und Eliteschulen absolviert. Er hat Jura, Literatur und politische Wissenschaften studiert. Er kämpfte als Zwanzigjähriger gegen das Gesetz Hadopi, mit dem Frankreich die Piraten im Internet verfolgt. Seinen Lebenslauf schmückt er mit illustren Namen, von Jean-Luc Godard bis zum amerikanischen Linguisten Noam Chomsky, wobei seine tatsächliche Verbundenheit mit diesen Stars nicht überprüft werden kann. Einiges in seiner Vita scheint frisiert. So erwies sich seine Tätigkeit

an der Seite des Chefanklägers beim Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag als Praktikum in der Kommunikationsabteilung. Nachgewiesen ist ausserdem ein 15. Rang 2007 bei den Weltmeisterschaften im Dauerreiten.

Branco's Hass auf den Präsidenten geht auf die Schulzeit zurück. Branco ist wütend auf Macron, weil dieser Gabriel Attal, seinen Rivalen und Schulkollegen aus der Ecole alsacienne, in die Regierung aufgenommen hat. Auf einem Blog kommentierte Branco das Aussehen seiner ehemaligen Mitschüler. Der homosexuelle Gabriel Attal war eines der Opfer.

Attal machte derweil im Sozialministerium Karriere. «Er hat alles erreicht, wovon Branco träumte», beschreibt der Schulleiter der Ecole alsacienne ihre Rivalität. Als Macron ihn als jüngsten Minister in die Regierung holte, twitterte Branco: «Hochgeschlafen. Schöne Beförderung für Attal, der mit Macrons politischem Berater zivilrechtlich verheiratet ist.»

Dem Tweet folgte ein Buch: «Crépuscule», Dämmerung. Auflage 250 000 Exemplare, Inhalt: «Macron verkörpert die Korruption.» Sein Hass auf Macron hat auch damit zu tun,

Branco ist wütend, weil Macron das politische Links-rechts-System ausgehebelt hat.

dass dieser das politische Links-rechts-System ausgehebelt hat. Das ist für viele Franzosen ein Identitätsverlust; Branco bringt dies in seinem Buch kraftvoll zum Ausdruck. «Crépuscule» ist eine Anklageschrift voller Fakten und Details, die – so Branco – unterschlagen würden, aber die jeder kennen sollte: zum Beispiel, dass die (französischen) Medien zehn Milliarden gehören. Er spricht von einer Mafia.

Branco war dabei, als Gelbwesten mit einem Gabelstapler Griveaux' Ministerium stürmten. Auch der Anschlag im Internet – die Veröffentlichung des Onanier-Videos – galt Macrons «neuer Welt». Einmütig bekannte sich Frankreichs politische Klasse von links aussen bis rechts aussen zum Schutz der Privatsphäre. Kein Mensch, kein Politiker forderte den Rücktritt Griveaux', des arroganten Politikers, der die von Branco verteidigten Gelbwesten als «Dieselfahrer und Kettenraucher» beschimpft hatte. Als er dann doch zurücktrat, wirkte Griveaux erstmals verwundbar, betroffen – fast schon sympathisch. «Mehr menschlich als diskreditiert» erschien

er dem linken Philosophen Michaël Fessel: «Die Politiker dürfen in ihrem Privatleben nichts mehr machen, was sie nicht öffentlich rechtfertigen können.» Sie sind die ersten Opfer einer politischen und ästhetischen Avantgarde, die – so der Soziologe Gérald Bronner – versucht, «den Voyeurismus zur Tugend zu verklären».

Erstmals hat Pawlenski nicht seinen eigenen Körper, sondern den eines masturbierenden Politikers zur Schau gestellt. «Macht Pornos!», fordert er die «Bürger Frankreichs» auf: «Jeder kann Akteur und Autor sein, es ist unsere einzige Möglichkeit, dem Sumpf des Puritanismus und der Scheinheiligkeit zu entkommen.»

Die Historikerin Anne-Sophie Le Tac sieht Pawlenski als Erben der russischen Nihilisten ohne Glauben und

Gesetz. Als neue Intelligenzija wollten sie die alte aristokratische Elite ablösen. Im politischen Asyl fasziniert Pawlenski mit seiner Radikalität eine ebenso brillante wie begüterte Generation von Dreissigjährigen.

Epoche des ideologischen Zerfalls

In einer Epoche des ideologischen Zerfalls, für den sie Macron verantwortlich macht, des Zynismus und der moralischen Dekadenz, die Macron verkörpert, sehnt sich diese Jeunesse dorée nach neuen Idealen. Von einer «illiberalen Clique» um den «Linksextremisten Juan Branco» spricht Le Tac. «Eigentlich wäre ihre Inszenierung zum Lachen» – aber sie verweist auf ein tiefes Unbehagen: «Sie glauben sich auf der Seite des Guten. Im Namen der Demokratie sind sie bereit, die individuellen Freiheiten zu zerstören. Pawlenski und sein Impresario Branco sind Moralisten. Sie verstehen sich als Avantgarde einer neuen Ordnung, in der das private Leben mit dem öffentlichen übereinstimmen und totale Transparenz herrschen muss: wie in jedem totalitären Staat.»

Juan Branco's neues Buch ist eine Biografie über Julian Assange, als dessen Verteidiger er einst fungierte. Sie erscheint dieser Tage in den Editions du Cerf, dem renommierten Verlag der Jesuiten, dessen Leiter von einem «idealen Autor, kultiviert und charmant» schwärmt. An den erneuten Bestrebungen von Pariser Staranwälten und Reporter ohne Grenzen, für Assange politisches Asyl zu bekommen, ist Branco, der Präsident Frankreichs werden wollte, nicht mehr beteiligt. «Ich bin auf halbem Weg», sinnierte er beim nächtlichen Interview mit dem *Figaro* im «Café de Flore», «und weiss nicht, was mich erwartet: Entweder werde ich in die Luft gesprengt oder König über die ganze Welt.»



Präsident Macron.

Personenkontrolle

Sommaruga, Meier-Schatz, David, Bieri, Diener, Marty, Sadis, Cassis, Burkhalter, Faki, Tischhauser, Vogt, Maurer, Imark, Affolter, Sieber, Rytz, Jans, Kim, Lenin, Putin, Jelzin

Simonetta Sommaruga, Sonnenkönigin, liefert ihre eigene Interpretation des alten Louis-XIV-Mottos «L'Etat, c'est moi». Die Bundespräsidentin verbreitet über die sozialen Netzwerke ihres Departements eine Einladung an die Bevölkerung, ihren sechzigsten Geburtstag zu begehen, der am 14. Mai ansteht. Wer, wie sie, an diesem Tag «60 Jahre alt wird, ist an diesem Datum herzlich zu einer kleinen gemeinsamen Feier eingeladen». Die Festivität werde im Grossraum Bern stattfinden, so Sommaruga weiter. Den Anlass verortet Sommarugas Departement unter den Grossereignissen zum «Präsidentsjahr 2020». Nachdem die Bundespräsidentin bereits anlässlich ihrer Neujahrsansprache zu Höhenflügen der Backkunst ansetzte («Ein gutes Jahr ist wie ein gutes Brot»), liegt der Wahlspruch für die Jubiläumsfeier eigentlich auf der Hand: «Ein gutes neues Lebensjahr ist wie eine Geburtstagstorte.» (fsc)

Lucrezia Meier-Schatz, Etikettenschwindlerin, sagt ja zur Konzernverantwortungsinitiative. Dass die prononciert links politisierende alt Nationalrätin aus der CVP das von Hilfswerken, Umweltverbänden und anderen NGOs lancierte Begehren unterstützt, ist nicht verwunderlich. Erstaunlich ist aber, dass Meier-Schatz ihr Ja im Namen eines «bürgerlichen» Komitees aus Alt-National- und -Ständeräten vertritt – was wieder einmal zeigt, wie dehnbare Begriffe doch sind. Weitere Mitglieder dieses «bürgerlichen» Komitees, das Schweizer Konzerne für Verfehlungen ihrer Auslandtöchter in Sachen Umwelt und Menschenrechte direkt haften lassen möchte, sind bekannte CVP-Gutmeinende wie **Eugen David** und **Peter Bieri** sowie die Grünliberale **Verena Diener** und FDP-Mann **Dick Marty**. Auch die frühere freisinnige Tessiner Regierungsrätin **Laura Sadis** macht mit. Sadis wurde übrigens von den linken Parteien als Gegenkandidatin zu **Ignazio Cassis** beworben, als es 2017 um die Nachfolge von Bundesrat **Didier Burkhalter** ging. Man muss sich nicht fragen, warum. (fon)

Sermîn Faki und **Pascal Tischhauser**, Heimarbeiter, gehören zu den ersten Schweizer Quarantäneopfern des Coronavirus. Die Politchefin des *Blicks* und ihr Stellvertreter reisten zwecks Liebesurlaub in ein verlängertes Wo-



Dehnbare Begriffe: CVP-Politikerin Meier-Schatz.



Echauffiert: SVP-Nationalrat Imark.



Gegenwind: Arbeitgeberpräsident Vogt.



Massgeschneidert: Präsident Putin.

chenende an den Karneval nach Venedig. Als das Journalistenpärchen tatendurstig an die Arbeit im Zürcher Ringier-Pressehaus zurückkehrte und begeistert von der Reise nach Norditalien erzählte, mussten die beiden linksumkehrt machen. Sie wurden von vorgesetzter Stelle unverzüglich nach Hause geschickt. Grund: Quarantäne wegen einer allfälligen Ansteckung mit dem Coronavirus. Deshalb funktioniert das Polit-Büro des *Blicks* in den nächsten zwei Wochen lediglich in Form von Home Office. Was zeigt uns dieser Fall? Eine Paarung in einer redaktionellen Politchef-Funktion stellt ein unkontrollierbares seuchenpolizeiliches Klumpenrisiko dar. (mü)

Valentin Vogt, Umverteiler, steht im Gegenwind. Der Arbeitgeberpräsident muss konstatieren, dass seine mit den Gewerkschaften ausgehandelten Pläne für die berufliche Vorsorge harsch kritisiert werden, auch in den eigenen Reihen. Mehrere Branchenverbände haben sich bereits öffentlich von Vogts Vorschlägen distanziert. Bei den bürgerlichen Parteien sieht es für den Arbeitgeberpräsidenten ebenfalls



Mehr Pferde: Machthaber Kim.

düster aus: Nach der FDP und der SVP hat jetzt auch die CVP mitgeteilt, dass sie nichts davon wissen will, zur Finanzierung der zweiten Säule einen neuen Umverteilungs-Lohnabzug nach AHV-Muster einzuführen, wie dies Vogt propagiert. Somit könnte es dazu kommen, dass der Arbeitgeberpräsident gegen die eigenen Kreise und Seite an Seite mit den Gewerkschaften für seinen angeblich «austarierten Sozialpartnerkompromiss» in den Kampf ziehen muss. (fon)

Ueli Maurer, Personalchef, hat Sorgen. Der SVP-Bundesrat und Finanzminister beobachtet seit Jahren mit wachsendem Unbehagen, wie Bundesangestellte Ferienberge auf türmen. Wie jetzt die Westschweizer Sonntagszeitung *Le Matin Dimanche* schreibt, war das Horten von Ferientagen beim Bund auch im letzten Jahr gang und gäbe. So betrug Ende 2019 die Ferien- und Zeitguthaben der Topkader durchschnittlich 23,3 Tage und waren damit rund doppelt so hoch wie die durchschnittlichen Ferien- und Zeitguthaben aller Mitarbeitenden der Bundesverwaltung. Das wird spätestens dann zum Problem, wenn

Spitzenleute abtreten und ihnen die nicht bezogenen Ferien mit hohen Beträgen abgegolten werden müssen. Aber auch sonst hat Kassenwart Ueli Maurer kein Interesse an fetten Ferienpolstern. Diese werden nämlich in der Staatsrechnung als Schuld ausgewiesen. (hmo)

Christian Imark, Adlerrauge, entgeht in seinem Heimatkanton nicht viel. So echauffierte sich der SVP-Nationalrat und Präsident der Solothurner Kantonalpartei vergangene Woche zu Recht, dass die Medienbeauftragte der Solothurner Regierung, **Andrea Affolter**, eine pflanzenfertige Medienmitteilung zu einem Sachverhalt verschickte, über den die Regierung noch gar nicht entschieden hatte. Dass jemand in der Regierung anderer Meinung sein und Anpassungen verlangen könnte, gehört offenbar nicht zu den Gepflogenheiten und Usanzen des Solothurner Regierungsrats, in dem sich CVP, FDP, SP und Grüne die fünf Sitze teilen. Womit wieder einmal bewiesen wäre, dass ausser der SVP sonst alle politisch gleich ticken. (hmo)

Thomas Sieber, Strahlemann, feiert den fünfzigsten Geburtstag des Kernkraftwerks Beznau. Sieber ist der CEO des Stromkonzerns Axpo, der die Reaktoren Beznau I und II betreibt. Bei Beznau I handelt es sich weltweit um den dienstältesten Vertreter seiner Zunft. Das Kraftwerk hat an einem Reaktorgebäude ein grossflächiges Plakat anbringen lassen, auf dem – ganz dem Zeitgeist entsprechend – die Verdienste der Kernkraft um das Klima angepriesen werden: «50 Jahre Klimakraftwerk Beznau» ist darauf zu lesen, «300 Mio. Tonnen CO₂ eingespart». Über den Triumph helvetischer Ingenieurskunst freuen sich ausgerechnet die grössten Klimaalarmisten nicht: Grünenchefin **Regula Rytz** und SP-Nationalrat **Beat Jans** fordern eindringlich, den CO₂-Killer Beznau I trotz kürzlich erbrachtem Sicherheitsnachweis abzuschalten. (fsc)

Kim Jong Un, Tierfreund, stockt seinen Pferdestall in Russland auf. Gleich drei edle Gäule liess der nordkoreanische Diktator im Nachbarland kaufen: zwei Schimmel namens Druschba und Dubrovnik im Moskauer Gestüt Nummer eins, das von **Lenin** selber gegründet worden war. Dazu kam Sansa, ein Welsh-Pony, das der probereitende Jockey als ein echtes Schätzchen lobte. Dann passt es ja zum geliebten Führer. (ky)

Wladimir Putin, Dauerpräsident, will nach Ende seiner Amtszeit 2024 offenbar wirklich aus dem Amt scheiden. Darauf deutet ein Gesetzesvorschlag hin, der demnächst dem Parlament vorgelegt werden soll. Er sieht vor, dass alle Ex-Präsidenten rechtliche Immunität geniessen. Da es in Russland davon nur einen gibt, dürfte das Vorhaben auf Putin massgeschneidert sein. Der hatte seinem Vorgänger **Boris Jelzin** noch persönlich Immunität garantiert. (ky)

Nachrufe



«Heute regieren Dilettanten»: Herrscher Mubarak.

Hosni Mubarak (1928–2020) Als er 1981 die Nachfolge des von Islamisten ermordeten Anwar as-Sadat antrat, nahmen die Ägypter den farblosen Mann nicht ernst: «La vache qui rit» nannten sie ihn wegen seines breiten Gesichts, das sie an die lachende Kuh eines französischen Streichkäses erinnerte. Lief im Kino der Werbespot, brach das Publikum in Gelächter aus. Die Staatssicherheit war hilflos.

Das Lachen sollte den Ägyptern rasch vergehen. Wie seine Vorgänger Sadat und Gamal Abdel Nasser führte Mubarak das Land wie einen Kasernenhof: autokratisch, mit strammer Hand. Er garantierte Stabilität: Er stand zum Camp-David-Abkommen mit Israel, das er eigentlich kritisch sah; im Land hielt er mit Subventionen – die ihrerseits mit amerikanischem Geld finanziert waren – die Lebensmittelpreise niedrig und das Volk bei Laune.

Dreissig Jahre ging das gut. Unter Mubarak blühte der Massentourismus als neue Einnahmequelle auf, und im Nahostkonflikt bemühte er sich sogar als Vermittler zwischen Israelis und Palästinensern. Im März 2011 hatten selbst die geduldigen Ägypter genug – von Arbeitslosigkeit, Inflation, Unterdrückung und Korruption.

Massenweise strömten die Menschen auf Kairos Tahrir-Platz. Das Regime reagierte brutal: Hunderte von Demonstranten starben im Kugelhagel der Sicherheitskräfte. Achtzehn Tage später musste Mubarak zurücktreten. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er als Angeklagter vor Gericht, in einer Zelle im berüchtigten Torah-Gefängnis, schwerkrank in einem Bett in einem Militärlazarett oder unter Hausarrest. Vom Vorwurf, am Tod von 900 Demonstranten mitschuldig gewesen zu sein, sprach ihn ein Gericht 2017 frei.

Erst 2019 tauchte er ab und zu wieder in der Öffentlichkeit auf und genoss offensichtlich, wie verklärt seine Landsleute seine Herrschaft im Vergleich zum heutigen Regime sehen. Mubarak und seine Leute seien zwar auch keine Demokraten gewesen, meinte ein Regimekritiker. «Aber sie waren Profis. Heute regieren Dilettanten.» *Wolfgang Koydl*



«Im Spazieren geschrieben»: Autor Wolf.

Ror Wolf (1932–2020) — So tolle Titel fielen keinem anderen ein: «Ausflug an den vorläufigen Rand der Dinge» oder «Die plötzlich hereinkriechende Kälte im Dezember». Zu seinen Bewunderern gehörten Autorinnen und Autoren wie Brigitte Kronauer und Eckhard Henscheid sowie die Zeichnerin Tatjana Hauptmann, die fand, Ror Wolf habe eine Nase wie ein Koala. Überhaupt eignete ihm etwas Pelzig-Gemütliches, das allerdings auch in grossen Zorn umschlagen konnte angesichts der «abortschüsselartigen Weltverhältnisse in diesem Zeitalter der Schwellungen und Verstopfungen».

Zu dieser Wahrnehmung der Weltverhältnisse trug bei, dass der 1932 in Saalfeld, Thüringen, geborene Richard Georg Wolf zuerst von den Nazis gepiesackt wurde und danach in der DDR nicht studieren durfte, weil sein Grossvater Schuhmacher gewesen sei. Nach seiner Ausreise 1953 in den Westen schlug er sich mit allerlei Jobs durch, um in Frankfurt Literatur, Soziologie und Philosophie studieren zu können. 1958 begann er zu schreiben, und da seine Frau für Schweizer Firmen arbeitete, lebten die Wolfs von 1964 bis 1971 in der Schweiz.

«Dort war ich glücklich und habe im Spazieren geschrieben», erzählte er. Zu Beginn der siebziger Jahre begann er aus Fussballreportagen hochkomplexe Collagen zu bauen, adelte das Proletenspiel aber auch durch die edle Gedichtform des Sonetts.

Collagen, auch bildnerische, sollten sein wichtigstes Medium werden; Wolf kombinierte Versatzstücke aus Slapstick, Schauer- und Abenteuerromanen auf verblüffende, höchst komische Weise, besonders in seinen Hans-Waldmann-Moritäten. «aus der ferne grüsst der watzmann spitz / und hans waldmann fällt in einen schlitz. / waldmann hat sich nichts daraus gemacht. / er steht auf und fällt in einen schacht.» So geht das immer weiter, Waldmann ist offensichtlich unzerstörbar. Sein Schöpfer war es leider nicht. Ror Wolf ist am 17. Februar in Mainz gestorben. *Thomas Bodmer*

Hitler stand links

Von Peter Keller — Vor hundert Jahren wird in München die NSDAP gegründet. Die Partei ist antikapitalistisch, sozialrevolutionär und judenfeindlich. Die Analyse ihres Programms zeigt: Hitler sah sich als Verwirklichter sozialistischer Ziele.

Fast zweitausend Menschen drängen sich in den Festsaal des Münchner «Hofbräuhauses». Es ist die erste Massenveranstaltung der Deutschen Arbeiterpartei, die sich an diesem 24. Februar 1920 zur Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei umbenennen wird. Dass an jenem Abend auch Adolf Hitler, der dieser Splittergruppierung erst ein paar Monate angehört, das Wort ergreift, war eigentlich nicht geplant.

Hitler wird rückblickend notieren, dass ihm am Ende dieser Veranstaltung bewusst geworden sei, «dass nun die Grundsätze einer Bewegung in das deutsche Volk hinauswanderten, die nicht mehr zu vergessen bringen waren». Mit den «Grundsätzen» meinte er das Parteiprogramm der NSDAP, welches er der begeisterten Menschenmenge im «Hofbräuhaus» verkündete. Es sind 25 Punkte, die er in den Wochen zuvor mit seinen Parteikollegen Gottfried Feder und Anton Drexler ausformuliert hatte.

In der Nachbetrachtung und unter dem Eindruck der bestialischen Ermordung von Millionen Juden wird vor allem der rassistische Kern der NS-Ideologie hervorgehoben. Tatsächlich wird unter Punkt 4 des neuen Parteiprogramms definiert, wer Staatsbürger sein könne: nur «Volksgenossen», das heisst, wer «deutschen Blutes» ist. Und um deutlich zu machen, wer demzufolge nicht dazugehört, endet der Absatz mit: «Kein Jude kann daher Volksgenosse sein.»

Gegen Bodenspekulation, für Mutterschutz

Der Antisemitismus ist unzweifelhaft das Schmiermittel oder die «Triebkraft» (Eberhard Jäckel) dieser jungen, aufstrebenden Partei. Aber er erklärt nur eingeschränkt die Gründe von Hitlers Weg zur Macht und dann die Zustimmung der grossen Mehrheit der Deutschen bis in die Endphase des Nationalsozialismus. Hitler wird das Deutsche Reich sehr schnell und sehr erfolgreich zu einem «Volksstaat» umbauen. «Wir glauben, die Deutschen von damals seien völlig verrückt, fanatisiert einem Führer-Kult verfallen», kritisiert der Historiker Götz Aly. Dabei seien «weiche» Faktoren für die Gefolgschaft viel wichtiger gewesen: Die NS-Führung habe eine «Gefälligkeitsdiktatur» errichtet, mittels sehr einfacher «steuer- und sozialpolitischer Segnungen» zugunsten der Durchschnittsdeutschen.

Dieser völkische Sozialstaat ist im ersten Parteiprogramm bereits deutlich angelegt. Die

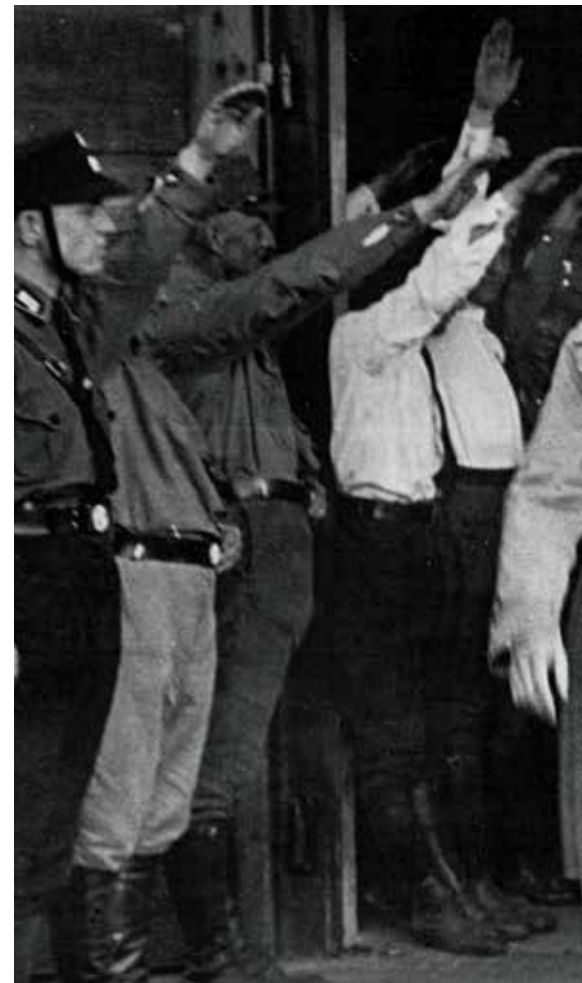
25 Punkte zeigen, dass die Gründer und Vordenker der späteren NSDAP aus der Arbeiterbewegung kommen. Anton Drexler ist Werkzeugschlosser und Gewerkschafter, Gottfried Feder erklärt später, er sei «von links» zur Deutschen Arbeiterpartei gestossen. Was die beiden mit Hitler verbindet, ist die Idee, die zwei scheinbar gegensätzlichen Hauptströmungen der Zeit, den Nationalismus und den Sozialismus, in ihrem Programm zusammenzuführen. Sie hätten den Nationalismus sozialisiert, «um die Massen des Proletariats für ihn zu gewinnen», sagt Feder.

Unter den Punkten 11 bis 25 werden die – uns bis heute erstaunlich vertrauten – sozialpolitischen, mitunter antikapitalistischen Forderungen aufgelistet. «Brechung der Zinsknechtschaft» (Punkt 11), «Gemeinnutz vor Eigennutz» (Punkt 24) und ein Ende der «materialistischen Weltordnung» (Punkt 19) – hinter der ohnehin die Juden stecken würden – bilden die ideologischen Eckdaten des Programms.

Die Partei fordert die «Verstaatlichung» bereits vergesellschafteter Unternehmen (Punkt 13), eine «Gewinnbeteiligung an Grossbetrieben» (Punkt 14), einen «grosszügigen Ausbau» der Altersversorgung (Punkt 15). Dann sollen Grosswarenhäuser «kommunalisiert» und an



«Warum sind wir Sozialisten?»



Wer bezahlte all die sozialpolitischen Segnungen?:

kleinere Gewerbetreibende vermietet werden (Punkt 16). Punkt 20 verlangt den Zugang zu höherer Bildung, ungeachtet der Herkunft: «Wir fordern die Ausbildung besonders veranlagter Kinder armer Eltern ohne Rücksicht auf deren Stand oder Beruf auf Staatskosten.» Das würde man heute «Chancengerechtigkeit» nennen.

Überhaupt sollte sich die Gegenwart nicht allzu erhaben fühlen angesichts der Verführbarkeit der deutschen Massen. Wer könnte etwas gegen Punkt 21 des NSDAP-Programms einwenden, in dem eine bessere medizinische Versorgung der Bevölkerung, das Verbot der Jugendarbeit und der «Schutz von Mutter und Kind» gefordert werden? Oder dass das lokale Gewerbe bei öffentlichen Aufträgen zu bevorzugen sei (Punkt 16)?

Wenn die Zürcher SP-Nationalrätin Jacqueline Badran im Zusammenhang mit der letzten Initiative, «Mehr bezahlbare Wohnungen», eine «Vergemeinschaftung des Bodens» fordert und gegenüber dem *Blick* sagt, der Boden solle denen gehören, die ihn nutzen und von ihm abhängig seien, also den Gemeinden und der Bevölkerung, «und nicht dem globalen, profit-suchenden Kapital», dann ist das der gleiche Sound, wie man ihn im Punkt 17 des NS-Programms vorfindet: Dort ist von einer umfassenden «Bodenreform» die Rede, mit Abschaffung des Bodenzinses, «Verhinderung jeder Boden-



Hitler, München 1931.

spekulation» und dem Ruf nach einer gesetzlichen Grundlage, um Boden für gemeinnützige Zwecke enteignen zu können.

«Ehret die Arbeit, achtet die Arbeiter»

Die nationale und sozialistische Stossrichtung bleibt in den Folgejahren, und sie zielt auf den Zuspruch der Arbeiterschaft. 1928 erscheint ein Aufsatz Joseph Goebbels mit dem Titel «Warum sind wir Sozialisten?». Der Propagandaleiter der Partei schreibt, es gehe um die Formung einer neuen staatlichen Bewusstheit, «die jeden schaffenden Volksgenos-

1938 führen die Nazis das Kindergeld ein, 1940 Zulagen für Schicht- und Sonntagsarbeit.

sen umschliessen soll». Dafür müsse der Staat nach innen einig sein, allerdings stünden dieser Einheit die «geschworenen Feinde des kommenden Arbeiterstaates» entgegen: das politische Bürgertum und der Marxismus. Darum gelte es, die beiden Machtgruppen politisch zu «brechen», für den «ersten deutschen Nationalstaat sozialistischer Prägung».

1932 zeigt das Wahlplakat der NSDAP einen riesenhaften Arbeiter, unter ihm kleine, hässliche Karikaturen, die einen Kommunisten mit Dolch zeigen, dazu einen jüdischen Einflüsterer,

der den Sozialdemokraten die Politik vorgibt, und einen Vertreter des Bürgertums, der an den Notverordnungen festhält. Im Hintergrund steigen wie eine Sonne ein helles Hakenkreuz empor und die Parole: «Wir Arbeiter sind erwacht. Wir wählen Nationalsozialisten.» Die Partei verdoppelt ihren Wähleranteil auf 37,3 Prozent und wird die mit Abstand stärkste Fraktion im Reichstag. Aus Sicht des konservativen Bürgertums, so der Publizist Sebastian Haffner, stand Hitler links.

Im Januar 1933 erfolgt die Machtergreifung Hitlers. Diese wird gewaltsam durchgesetzt. Aber parallel dazu ziehen die Nazis umgehend ihr System «sozialer Bestechungstechniken» (Götz Aly) auf, wie es im ersten Parteiprogramm bereits angedacht war. Schon am 7. April 1933 erklärt das Kabinett Hitler den 1. Mai zum «Feiertag der nationalen Arbeit». Das Jahr darauf wird zusätzlich der Lohn fortgezahlt, Hitler spricht in Berlin vor über zwei Millionen Menschen zu «Ehret die Arbeit, achtet die Arbeiter». Die Gewerkschaften und Wirtschaftsverbände werden zusammengefasst in der Deutschen Arbeitsfront: Volksgemeinschaft statt Klassengesellschaft.

Gleich zu Beginn seiner Regierungstätigkeit halbiert Hitler die Rezept- und Arztgebühren, eine enorme Entlastung für jene 80 Prozent der Bevölkerung, die an der «Existenzkante» (Götz Aly) leben. Mit der Steuerreform vom Oktober

1934 wird der steuerfreie Grundbetrag massiv erhöht, wieder zum Nutzen der Geringverdiener. Dafür werden Kinderlose, Ledige und Besserverdienende deutlich mehr belastet. Symbolisch wahrnehmbar für die breite Schicht der Arbeiterschaft setzt das NS-Regime die Unternehmenssteuer von 20 auf 40 Prozent herauf und im Krieg auf 55 Prozent. Die Vergünstigungen der Durchschnittsdeutschen bleiben unangetastet.

Volksstaat und Verbrechen

1938 führen die Nazis das Kindergeld ein, 1940 Zulagen für Schicht- und Sonntagsarbeit. Als 1941 der Angriff auf die Sowjetunion erfolgt und der älteren Generation böse Erinnerungen an den Zweifrontenkrieg im Ersten Weltkrieg aufkommen, erhöhen die Nazis die Altersrenten um 15 Prozent. Gleichzeitig werden die Rentner automatisch in die Krankenversicherung übernommen, zuvor schieden sie mit dem Ende des Arbeitslebens aus und fielen der Sozialhilfe oder der Familie anheim.

Eine Frage stellt sich: Wer bezahlte all die sozialpolitischen Segnungen? Die Angehörigen der deutschen Wehrmacht waren die bestbezahlten Soldaten der Welt, sie erhielten einen doppelt so hohen Sold wie etwa die britischen. Zusammen mit dem Lohnersatz hatte ein deutscher Familienhaushalt im Krieg mehr Geld zur Verfügung als zuvor im normalen Arbeitsleben.

Diese Wohltaten mussten finanziert werden. Götz Aly spricht von einer «Symbiose zwischen Volksstaat und Verbrechen», die das NS-Regime kennzeichne. Die verbrecherische Hauptquelle dieser «Gefälligkeitsdiktatur» war die «Arisierung», also die Enteignung der jüdischen Bevölkerung. Dazu kam die Umverteilung aus den eroberten Gebieten heim ins Reich. Im Innern vervollständigten die hohen Unternehmenssteuern und die progressive Ausgestaltung des Steuersystems den nationalsozialistischen Umverteilungsstaat.

Zwar wurden – neben den Juden – auch die «Volksfeinde» im Dritten Reich verfolgt, verhaftet, getötet. Doch die Terrorseite betraf eine im Grössenvergleich kleine Minderheit: nicht mehr als 200 000 Menschen eines 60-Millionen-Volkes. Der grosse Rest sieht und spürt vor allem die sozialen Verbesserungen im NS-Staat, so der Historiker Aly: Nie habe es eine «grössere Übereinstimmung zwischen Volk und Führung» gegeben als in den zwölf Jahren der NS-Herrschaft.



Götz Aly: Hitlers Volksstaat. S. Fischer, 479 S., Fr. 32.90

Funktionäre gegen Mitglieder

Von Christoph Mörgeli

Ein Zufall bringt die Geheimstrategie ans Licht, mit der der Gewerkschaftsbund SGB die Begrenzungsinitiative vom 17. Mai bekämpfen wird. Die oberste Gewerkschaftsführung will den werktätigen Büezern 610 000 Franken abknöpfen. Und zwar für eine Zeitung, die der Bevölkerung das Blaue beziehungsweise das Rote vom Himmel versprechen soll über die Segnungen der EU-Massenzuwanderung. Inklusive Lohndruck. Inklusive Entlassungsrisiko für die über Fünfzigjährigen. Inklusive Verteuerung der Wohnungen.

Die Teppichetagen der Gewerkschaften legen sich voll ins Zeug für die Personenfreizügigkeit. Denn die Funktionäre brauchen möglichst viele Mitglieder, um sich die Taschen zu füllen. Auch mit Millionenbeiträgen für flankierende Massnahmen, gemischte Kommissionen und Lohnpolizeikontrollen. Doch die hiesigen einfachen Arbeitnehmer sind die Gelackmeierten. Der SGB sorgt sich hauptsächlich um «Arbeitsplätze in Forschung und Wissenschaft». Offenbar bilden mittlerweile die Professoren den Kernbestand unserer Arbeiterbewegung.

Interessant ist, wie negativ der Gewerkschaftsbund die mit ihm verbündete Economiesuisse, die FDP und die CVP beurteilt. Die Kampagne der Economiesuisse zeige ein «beschönigendes Bild, was ein beunruhigendes und naives Signal ist». Die bürgerliche Mitte bekenne sich zum «bilateralen Weg» (ohne zu sagen, dass dieser unmittelbar nach der Begrenzungsinitiative durch das EU-Rahmenabkommen beendet wird). FDP und CVP tun dies aber gemäss gewerkschaftlichem Geheimpapier, «weil sie damit eine Diskussion über einen EU-Beitritt vermeiden können».

Die Argumente der SVP gegen die Massenzuwanderung sind laut Gewerkschaftsbund gefährlich. Speziell jene der negativen Folgen für Arbeitsmarkt, Sozialversicherungen und Identität. Die Schweiz ist ein kleines Land. Da könnte die Warnung vor der Zehn-Millionen-Schweiz verfangen: «Dieses Argument ist anschlussfähig und nimmt der Initiative die Radikalität [...], ohne zwingend Ausländerfeindlichkeit zu verbreiten.» Es könne sein, dass die Initianten versuchten, «bestimmte Botschaften der Gewerkschaften umzudrehen und zu ihren Gunsten zu benutzen». Bei der Begrenzungsinitiative sind die Gewerkschaftsbözen die Handlanger der Economiesuisse-Bosse. Diesen gewerkschaftlichen Wasserträgern ist es schnurzegal, wenn die Arbeiter verdursten.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Wir schaffen das immer wieder

Von Peter Bodenmann — Der Hass auf das Fremde kennt immer weniger Grenzen. Hass ist der furchtbare Nährboden für rechte Massenmörder.



Selbst der Obermessdiener der Mainzer Fasnacht greift die AfD frontal an. Hamburg straft sie ab.

Die Schweiz schreibt in Sachen Integration eine Erfolgsgeschichte nach der andern.

Erfolg 1 — 1970 stimmten 46 Prozent der Schweizer (Schweizerinnen hatten noch kein Stimmrecht) für die Schwarzenbach-Initiative. Wäre sie angenommen worden, hätten 200 000 vorab italienische Fremdarbeiter die Koffer packen müssen. Die meisten Secondos erinnern sich nicht mehr an den Hass, der ihren Mütter und Väter entgegenschlug.

Erfolg 2 — In den achtziger Jahren hetzte die Schweizer Boulevardpresse gegen die Tamilen. Weil einige von ihnen illegale Drogen verkauften. Heute müssten viele Restaurants, die legale Drogen wie Bier, Wein und Schnäpse verkaufen, ohne Tamilen schliessen.

Erfolg 3 — Die SVP hetzt nicht mehr gegen Kosovo-Albaner. Die Messerstecher-Inserate wurden eingemottet. Denn immer mehr junge Menschen aus dem Balkan sind wirtschaftlich erfolgreich. Die SVP muss diese integrieren, will sie nicht noch mehr Stimmen verlieren.

Noch kein Erfolg — Noch etwas holprig ist die Integration der Menschen aus Eritrea unterwegs. Aber mit etwas Zeitverzögerung werden wir dies gemeinsam auf die Reihe bekommen.

Rechte Politik muss immer neue Ängste schüren. Zehn Millionen Einwohner können wir nicht verkraften. Obwohl Zuwanderung mehr Freunde macht als Abwanderung. Einst skandizierte die extreme Linke: «Wer hat uns ver-

raten, die Sozialdemokraten. Wer noch, die Poch.» Jetzt wittern unsere rechten Verschwörungstheoretiker in vergleichbarer Logik den Verrat von Davos.

Aus Deutschland kommen gute und schlechte Nachrichten:

Die gute Nachricht: Die Integration der 1,5 Millionen Syrerinnen und Syrer in den deutschen Arbeitsmarkt funktioniert weit besser als vorausgesagt. Bereits die Hälfte von ihnen hat einen Job. Tendenz weiter steigend.

Die schlechte Nachricht: Das Klima des Fremdenhasses ist der Nährboden für rassistische Massenmörder. Ohne die permanente Hetze gegen Angela Merkel würden die einsamen Wölfe nicht losschlagen. Terroristen brauchen ein mediales und politisches Milieu, das sie – gewollt oder ungewollt – in ihren Ansichten bestätigt. Das war schon bei der RAF so.

Die beste Nachricht: CDU und FDP gingen in Thüringen dem rechten Hetzer Höcke auf den Leim. Sie blamieren sich jeden Tag von neuem. Und werden abgestraft. Die AfD kann davon – wie Hamburg beweist – elektoral nicht profitieren. Es gibt bundesweit erstmals wieder eine Mehrheit für Grüne, SP und Linke. Und dank dem geschickten Bodo Ramelow sind die Linken bald einmal keine Schmuttelkinder mehr.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Das Ende einer Weltgeschichte

Von Kurt W. Zimmermann — Wenn wir uns an die alte Branchenregel halten, dann ist die Story um die Crypto AG tot.

Es war ein Hilferuf tief aus der gemarterten Journalistenseele: «Achtung, diese Leute wollen Sie irreführen!»

Der Hilferuf warnte das Publikum vor sogenannten Publizisten. Denn diese üble Spezies würde die Crypto-Affäre «kleinreden» und «verharmlosen».

Ich kann mich nicht erinnern, dass ein Journalist jemals so jammernd an seine Leser appellierte, ja keinem Berufskollegen zu glauben.

Der bizarre Aufruf erschien im *Tages-Anzeiger*. Das macht ihn erklärbar. Das Blatt war mit der «Rundschau» einen Medienverbund der Skandalisierung eingegangen. Gemeinsam versuchten sie, eine alte Kamelle aus dem Kalten Krieg zum neuen Megaskandal hochzustemmen. Es ging um die deutsch-amerikanische Firma Crypto AG mit Sitz im Kanton Zug, die im Auftrag der zwei Geheimdienste manipulierte Chiffriergeräte exportiert hatte.

Es sei eine Story, die «Weltgeschichte schrieb», trompetete die «Rundschau». Es sei eine «geschichtsträchtige Operation», posaunte der *Tages-Anzeiger*.

Die ersten paar Tage lief die Boulevardgeschichte zur Weltgeschichte sehr gut. Die Schweizer Medien hüpfen auf und fantasieren einen sofortigen Zerfall des internationalen Renommées der Schweiz herbei.

Ausserhalb Helvetiens blieb dieser Untergang unbemerkt. Selbst die Medien in den USA und in Deutschland, den zwei Täterländern der Affäre, konnten ein Gähnen nicht unterdrücken. Nicht einmal notorische Krawallredaktionen wie der *Spiegel* und CNN sprangen auf die antiquierte Geschichte auf.

Wir sind damit bei einem zentralen Mechanismus der Medienindustrie. Guter Journalismus ist im Gewerbe dadurch definiert, dass dieser Journalismus andere Journalisten interessiert. Nur was die Berufskollegen lesen und sehen, ist lesens- und sehenswert. Hohe Resonanz in der eigenen *bubble* ist ein Beweis von Relevanz, Mangel an Resonanz bedeutet publizistische Irrelevanz.

Das ist enorm selbstreferenziell. Man rotiert im eigenen Kreis. Das Publikum ist kein ernsthafter Faktor.

Aber die Selbstreferenzialität ist ein nachvollziehbares Prinzip. Politiker, Beamte, Manager und Unternehmer, so wissen Journalisten, eignen sich nicht zum Urteil über Journalismus. Sie finden auch die dümmsten Texte und Videos genial, wenn sie ihre Eigeninteressen wiedergeben.



Bis zur Satiregrenze: «Rundschau»-Meier.

Journalisten sind darum fixiert auf das, was andere Journalisten zu ihrer Arbeit meinen. Der Masstab der internen Arbeit sind die externen Arbeitskollegen, sonst niemand.

Im Fall der Crypto AG wurde dieses Prinzip bis zur Satiregrenze strapaziert. Atemlos vermeldete etwa die «Rundschau» zu ihrem Crypto-Stück: «Der Iran berichtet, ebenso Albanien.» Als Belege dienten das winzige Internetportal Iran News und die winzige albanische Zeitung *Panorama*. Auch der *Tages-Anzeiger* jubelte, dass eine norwegische Zeitung namens *Dagens Næringsliv* etwas zur Crypto AG geschrieben habe. Weltgeschichte geht anders.

Noch übler für die «Rundschau» und den verbündeten *Tages-Anzeiger* war es dann, als nach der ersten Crypto-Manie auch die Schweizer Journalisten zur Besinnung kamen. Nun hiess es zum vermeintlichen Weltskandal immer häufiger, die Affäre spiele «kaum eine Rolle» (Zeitungen von CH-Media), und es fielen Ausdrücke wie «laues Lüftchen» (*Sonntagszeitung*) und «Tischbombe» (*Südostschweiz*). Mit «Achtung, diese Leute wollen Sie irreführen!» hielt der *Tages-Anzeiger* auch im Namen der verbündeten «Rundschau» verzweifelt gegen den Trend.

Die selbstreferenzielle Branchenregel sagt das Gegenteil. Sie sagt: «Sorry, Freunde, *nice try*, aber eure Story ist tot.»

Per App

Von Henryk M. Broder — Auftrieb für Denunzianten.

Deutschland dürfte das einzige demokratische Land der Welt sein, in dem die Regierung das Volk zur Demokratie erzieht – statt umgekehrt. Das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend fördert zivilgesellschaftliche Initiativen mit 115 Millionen Euro jährlich. Das Programm heisst: «Demokratie leben!» Aber das reicht offenbar nicht, um demokratisches Bewusstsein dauerhaft zu verankern. Deswegen hat die zuständige Ministerin Franziska Giffey angekündigt, sie werde demnächst ein «Demokratiefördergesetz» vorlegen. Das ist etwa so sinnstiftend, als würde in einem Kloster darauf hingewiesen, dass die Keuschheitsgebote eingehalten werden müssen.



Nach dem Blutbad von Halle gab der hessische Innenminister Peter Beuth (CDU) bekannt, man habe «die Präsenz der Polizei weiter verstärkt», jeder Bürger sei «aufgerufen, mitzumachen», man werde «ein kommunales Frühwarnsystem» entwickeln, an dem sich «jeder jederzeit per App» beteiligen kann. Zum Beispiel: «Wer dann eine Hakenkreuzschmiererei auf dem Spielplatz sieht, kann das sofort als Handyfoto an die Meldestelle schicken.» Und wenn ein Mitbürger «den begründeten Verdacht hat, dass sich jemand aus seiner Nachbarschaft oder dem Bekanntenkreis radikalisiert», dann würde er, der Innenminister, «einen Streifenwagen» losschicken oder «durch den Verfassungsschutz einen möglichen Extremismus-Verdacht prüfen» lassen. Lieber «einmal mehr als einmal zu wenig».

Einmal davon abgesehen, dass die Behörden gar nicht in der Lage wären, jeden Hinweis an die «Meldestelle» zu verfolgen, es sei denn, sie würden alle anderen Tätigkeiten einstellen, will der hessische Innenminister ein System der «Bürgerbeteiligung» wiederbeleben, das in Deutschland schon zweimal erfolgreich praktiziert wurde, im Dritten Reich und in der DDR. Das Denunzieren gehört zu den tragenden Säulen jeder Diktatur. Früher musste der Denunziant noch anonyme Briefe schreiben, heute kann er den Nachbarn per App «melden». Und schon setzt sich ein Streifenwagen in Bewegung oder die Kollegen vom Verfassungsschutz legen eine Akte an. Ist es das, was Giffey unter «Demokratie leben!» versteht und wozu sie mit einem «Demokratiefördergesetz» ermuntern möchte?

Kommt Zeit, kommt Klarheit. Wir werden es bald wissen.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man dem Gastgeber zu verstehen geben, dass man den Wein lieber während der Mahlzeit trinkt als nachher? Er hat den Wein zwar vor dem Essen ausgeschenkt, es dann allerdings unterlassen, das Glas zu heben und anzustossen. Wie kann man reagieren?

Markus Guntli, Buchs

Ein wahrlich unangenehmer Moment, zumal wir es uns in der Schweiz gewohnt sind, dass erst das Anstossen grünes Licht zum Trinken gibt. Manchmal sogar bei jedem neuen Wein. Das ist nicht in jedem Land so, und oftmals bedarf ein eingeschenktes Glas keiner weiteren Trinkerlaubnis mehr. Dennoch – ist man auf Besuch, will man ja nichts falsch machen. Ein guter Weg zum Weingenuss ist es, die Diskussion auf den Wein zu lenken. So kann der Gastgeber immerhin nach einigen Ausführungen zum Schluss kommen, dass man jetzt so neugierig auf diesen Wein ist, dass man ihn jetzt unbedingt probieren muss. Prost!

Chandra Kurt, Wein-Publizistin

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Hat noch niemand gemerkt, dass der Mensch nicht dem Staat gehört?» *Marion Russek*

Unwahrheiten

Nr. 8 – «Geheimpakt von Davos»; Urs Paul Engeler über geheime Verhandlungen des Bundesrats mit der EU

Es ist traurig und kaum fassbar, dass sich einige unserer Bundesräte des Verrats schuldig machen. Im Februar hörte ich Frau Bundesrätin Karin Keller-Sutter am Schweizer Fernsehen das Rahmenabkommen mit der EU als nötiges Mittel anpreisen, damit die Schweiz weiterhin Handel treiben könne. Die Schweiz besitzt seit 1972 ein Freihandelsabkommen für die ganze EU. Genau dieses Abkommen ist der EU ein Dorn im Auge. Mit dem Rahmenabkommen würde das Freihandelsabkommen der Schweiz aufgehoben. Auch Grossbritannien verlor mit dem Beitritt zur EU sein Freihandelsabkommen mit der EU und muss es heute nach dem Brexit neu verhandeln. Ein Bundesrat, der sein Volk mit Unwahrheiten gefügig machen will, ist für ein unabhängiges und neutrales Land nicht tragbar. Wie kann man einen Eid ablegen und nachher gegen diesen handeln?

Heidi Gut, Thalwil

Nicht schnüfflerisch genug

Nr. 8 – «Allein nach Moskau»; Kommentar von Urs Paul Engeler

Ergänzend zu den Ausführungen über die «Umpolung» der Fichierung wäre noch anzumerken, dass der ganze linke Klüngel (und wahrscheinlich auch etliche etatistische Bürgerliche) überhaupt nichts gegen den «Schnüffelstaat» hat, solange nicht der Staatsschutz oder der Nachrichtendienst schnüffelt, sondern der Fiskus. Da aber kann der Schnüffelstaat dann gar nicht schnüfflerisch genug sein! Den Steuerzahlern muss natürlich möglichst viel abgezockt werden, um all die geschützten Arbeitsplätze und Pfründen in der staatlichen Verwaltung oder auch die Förderung unbedarfter, aber politisch korrekter Filme zu finanzieren. *Barbara Kugler, Basel*

Sterben wird immer komplizierter

Nr. 7 – «Wann ist der Mensch tot?»; Katharina Fontana über Organspenden

Um heute so sterben zu können, wie man es gerne hätte, muss man sich vielfach absichern. Sonst kommt der Staat und macht, was er für richtig hält. Es braucht eine Patientenverfügung, damit man nicht lebendig zu Tode gepflegt wird. Dazu eine Exit-Mitgliedschaft, damit man selbst über das Ende entscheiden



«Kaum fassbar»: *Weltwoche*-Cover.

kann. Weiter ein Testament, damit der Staat nicht über das Vermögen bestimmt. Zudem einen Vorsorgeauftrag, damit das der Staat nicht übernimmt. Und jetzt noch einen Widerruf, damit einem der Staat nicht die Organe entnimmt. Hat noch niemand gemerkt, dass der Mensch nicht dem Staat gehört?

Marion Russek, Steinhausen

Die Risiken und Nebenwirkungen bei Organtransplantationen werden oft verschwiegen. So gibt es weltweit dreissig verschiedene Arten der Hirntod-Diagnose. Verschwiegen werden auch die Nebenwirkungen bei den Organempfängern, deren Körper jedes Fremdorgan natürlich abstossen. Organempfänger sind Hochrisikopatienten mit massivem Medikamentenkonsum, mit physischen Beeinträchtigungen und oft mit Schuldgefühlen. Mein Fazit: Ich will nicht als Ersatzteillager ausgeschlachtet werden, und mein Körper akzeptiert auch kein fremdes Organ. *Patrick Bernd Buchert, Seon*

Nebulös und nichtssagend

Nr. 7 – «Kein Macher, ein Mitmacher»; Kolumne von Christoph Mörgeli

An einer Veranstaltung in Altstätten SG haben vor nicht allzu langer Zeit die Nationalräte Roger Köppel und Markus Ritter, Präsident Schweizerischer Bauernverband, die Klängen gekreuzt. Unter anderem ging es um das Thema Rahmenvertrag und EU-Beitritt. Roger Köppels Fragen an Markus Ritter be-

trafen vor allem jene Aspekte des Rahmenvertrages, welche die schweizerische Souveränität stark einschränken würden. Die Antworten Ritters waren nebulös und nichtsagend. «Stimmt schon, aber man kann ...» Am Schluss des Anlasses bat ich dann Ritter um seine Meinung, wie er zu einem EU-Beitritt stehe. Seine Antwort: «Noch nicht!» Weitere Kommentare erübrigen sich. Höchstens: Ritter ist wirklich nur ein Mitmacher.

Johannes Fischer, Stans

«Haltet den Dieb!»

Nr. 7 – «Monster von Zug»;
Alex Baur über den Fall Crypto

Wo bleibt die Coolness unserer Parlamentarier? Jetzt wird etwas publik, was seit Jahren mindestens teilweise bekannt war, und unsere Regierung steht erschrocken mit schlotternden Knien da und ruft schuldbewusst: «Haltet den Dieb!» Mindestens ein Untersuchungsgremium soll alles aufklären. Aufklären – ja was denn? Im Dschungel von Geheimdiensten aufklären ist ja wohl ein Witz, oder? Oberstes Credo ist dort: Keine Ahnung, nie was gewusst, alles vergessen, nie dabei gewesen. Vieles ist verschleiert und soll von mir aus aufgeklärt werden, aber eines ist klar: Die wirklichen Täter sind bekannt. Mit einer Unverfrorenheit sondergleichen und mit gezinkten Karten wurde über sieben Ecken eine Schweizer Firma gekauft und betrogen, um neutralen Boden zu missbrauchen und über diese Adresse mit gefälschten Papieren und manipulierten Geräten befreundete und verfeindete Staaten auszuschnüffeln. Anstatt zum Angriff überzugehen und die wirklichen Übeltäter, die fremden Geheimdienste, anzuklagen, stellen wir uns schuldbewusst mit weichen Knien ins Rampenlicht und jagen unsere Regierungsvertreter und machen sie für Vorgänge verantwortlich, die Jahre zurückliegen und in einem ganz anderen Umfeld erfolgt sind, und versetzen uns damit in die Rolle der Täter und der Verantwortlichen. Fehlt unserem Parlament das bisschen Mut, um die Schuldigen zu benennen? Lieber die eigenen Familienmitglieder verunglimpfen, als mit dem Finger auf die wirklichen Täter zu zeigen.

Armin Nüssli, Rodersdorf

Vom Saulus zum Paulus

Nr. 7 – «Feuer frei gegen neue Kampfjets»;
Christoph Mörgeli über Armeegeegner

Wir sind in einer komfortablen sicherheits- und militärstrategischen Lage, geschützt im nachbarschaftlichen Umfeld befreundeter europäischer Staaten. Die Analysen und Empfehlungen aus Ländern mit weit grösserem militärischem Gestaltungswillen und einer geostrategischen Machtpolitik sind für uns keine Orientierungshilfe. Wir brauchen weder

bezahlte amerikanische oder deutsche Generale und Experten, die uns unsere Sicherheitspolitik erklären. Ebenso keine Schweizerische Offiziersgesellschaft, die sich von ausländischen Kampfjet-Anbietern den Abstimmungskampf finanzieren lassen will. Der Souverän, der Bundesrat und das Parlament sind dazu in der Lage. Allein mit einer gehackten Elektrizitätsversorgung hätte die Schweiz innert drei Wochen einen neuartigen Angriffskrieg bereits verloren. Es ist Zeit, dass kalte Krieger und Réduit-Politiker sicherheits-, militär- und rüstungspolitisch vom Saulus zum Paulus zu werden. Der Kauf von neuen Kampfjets muss in diese Überlegungen eingeordnet werden.

Roger E. Schärer, Feldmeilen

Amerikas Anker

Nr. 7 – «Ikone der Woche»;
Daniele Muscionico über Edward Hopper

Das Werk «Second Story Sunlight» des amerikanischen Malers Edward Hopper verdient es, immer wieder betrachtet zu werden: Zwei Frauen, eine junge und eine ältere, verkörpern die Neue und die Alte Welt. Wetten, die eine wählt demokratisch, die andere republikanisch? Hopper stellt die USA dar wie – wenn der Vergleich erlaubt ist – der Schweizer Albert Anker unsere Heimat.

Markus Spycher, Bern

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förllibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



Fragen Sie Dr. M.

Der Experte für alle Lebenslagen

In unserer Firma gibt es eine dominante Frau mit erheblichem Einfluss auf den Chef. Am Tisch in der Cafeteria redet sie sehr abfällig über andere Kollegen. Ihre Negativität frustriert mich, aber wenn ich mich anderswo hinsetze, reagiert sie beleidigt, und ich befürchte, sie schwärzt mich dann an. Was raten Sie zum Umgang mit einer aus meiner Sicht intriganten Person? U.L., Weinfelden

Falls für Sie ein Jobwechsel nicht in Frage kommt, ist die Lösung einfach: Sie halten das weiterhin aus mit dieser Frau, sind etwas diplomatisch und trinken, wenn es notwendig ist, weiterhin Ihren Kaffee am Tisch. Vielleicht können Sie ja das eine oder andere Mal auch ausweichen, so dass es weder zu einem Streit mit der Frau kommt, noch dass sie schlecht über Sie denkt.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*,
Förllibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
Die Fragen werden anonym publiziert.
Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

DIE WELTWOCH

Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.



Mit Bildern und Illustrationen





Die Meriten gehören den Vorkämpfern: Pionier Schawinski.

Wunderknabe des Wettbewerbs

Roger Schawinski wird bald 75 und tritt vom Bildschirm ab. Man kann also eine Zwischenbilanz ziehen. Schawinski, stets auf Kontroverse gepolt, ist als Journalist und Unternehmer das grösste Doppeltalent der Schweizer Mediengeschichte. *Von Kurt W. Zimmermann*

Es war gegen Ende der neunziger Jahre. Wir waren eine Gruppe, darunter einige Journalisten, auf einer Trekkingtour im Himalaja. Mit dabei waren auch Roger Schawinski und ich.

Schawinski ging neben mir, als er plötzlich zu beschleunigen begann und schnell aus dem Sichtfeld der Gruppe entwand. Eine Stunde später wartete er auf uns am Rand des Pfads.

«Dieses Rennen hast du verloren», sagte Schawinski zu mir, «ich habe dich abgehängt.» Ich hatte keine Ahnung davon, dass wir ein Rennen ausgetragen hatten.

Roger Schawinskis spezielle Wesensart ist damit recht genau beschrieben. Er ist ein Typus, der sich jeweils dann richtig wohl fühlt, wenn er sich in einer Konkurrenzsituation befindet. Ohne Konfrontation und Wettstreit vertrocknet er. Bleibt die lebenswichtige Konkurrenzsituation aus, ist sie allenfalls künstlich herzustellen.

Seine imposante Biografie kann man mit diesem Lebensprinzip des Leistungsvergleichs fast nahtlos aufrollen. Schawinski war während seiner ganzen Karriere so etwas wie ein Wunderknabe des Wettbewerbs. (Er wird bald 75, aber das sieht man ihm nicht an, darum darf man diesen jugendhaften Ausdruck gebrauchen.)

Mutprobe

Wenn man mit Schawinski zusammensitzt, in einer privaten Runde, dann liegt vielfach eine leicht knisternde Atmosphäre über dem Tisch. Das liegt an ihm. Wenn er in die Diskussion eingreift, gibt es auch unter alten Bekannten keinen schulterklopfenden Austausch von Höflichkeiten. Schawinski sucht auch dann lustvoll die Chance eines Kräftemessens: Warum verbiegst du die Tatsachen? Wieso hast du das früher nie gesagt?

Das private Temperament von Journalisten ist fast immer auch ihr Stil im Geschäft. Das ist bei Schawinski genauso. Im Studio wurde er jeweils erst recht zum Drachentöter.

Schawinski erkannte früh, dass sein streitbares Naturell auch ein Geschäftsmodell sein konnte. Nachdem sein früherer Piratensender Radio 24 im Jahr 1983 legal aus Zürich senden konnte, hob Schawinski ein neues Gesprächsformat ins Programm. Es hiess «Doppelpunkt» und war für die biedere Schweizer Radiokultur eine Unerhörtheit. Moderator Schawinski drehte am Sonntagmittag den Studiogast eine Stunde lang durch den Fleischwolf, schnitt ihm gern das Wort ab und schreckte auch vor persönlichen Angriffen nicht zurück. Bald wurde es zu einer Art Mutprobe, ob man sich zu Schawinski traute.

Schawinski hat dieses Set-up des konfrontativen Duells fast vierzig Jahre lang durchge-

zogen, mit nur kleinen Unterbrüchen und zuletzt adaptiert in seiner Talkshow am Schweizer Fernsehen. Seine TV-Einschaltquoten sanken zwar in den letzten Jahren, aber der Moderator war so wenig moderat wie eh und je. Etliche Sendungen, etwa die Rauferei mit dem Kabarettisten Andreas Thiel oder die Inquisition der Prostituierten Salomé Balthus, hatten eine Resonanz, die für eine halbstündige Spätabendsendung aussergewöhnlich war.

Vor dem Mikrophon war bei Schawinski immer auch hinter dem Mikrophon. Als Unternehmer war er stets dann am stärksten, wenn er sich in derselben Konstellation des 1:1-Zweikampfs fühlte. Sein bevorzugter Gegner war die SRG. Seine erste grosse Schlacht gegen das Monopol, mit Radio 24, gewann er im Triumph. Seine zweite grosse Schlacht, mit Tele24, wurde zu seiner schmerzlichsten Niederlage.

Mit seinem Stil der gerittenen Attacke polarisierte Schawinski wie kein anderer Medienschaffender der Gegenwart. All die vielen Journalisten, die auch gern prominent in der Öffentlichkeit gestanden wären, arbeiteten sich über Jahrzehnte an Schawinski ab. Besonders beliebte Bezeichnungen für ihn waren etwa «Egomane» (*Tages-Anzeiger*), «Narzisst» (*St. Galler Tagblatt*) und «Provokateur» (*20 Minuten*).

Die Journalisten stürzten sich folgerichtig auf jede noch so kleine Sentenz, die Schawinski in schlechtem Licht zeigen konnte. Da war etwa die feixende Geschichte, er habe mit dem deutschen Aussenminister Joschka Fischer gejoggt und der habe ihn distanziert. Dann wiederum, als auch er etwas älter wurde, walzte man genüsslich die Story aus, dass er seine Haare färbe.

Viel Feind, viel Ehr. In solchen Situationen allerdings zeigte sich jeweils auch die Schwachstelle von Schawinskis internalisiertem Angriffsmodus. Er keilte sofort zurück und dementierte heftig seine Joggingschwäche, dies im *Tages-Anzeiger*, oder seine Haarkosmetik, dies im *Sonntagsblick*. Seine Dementis erfolgten zwar zu Recht, aber zur Gaudi der Branche zementierte er damit bloss deren Urteile und Vorurteile von Egomane bis Narzisst.

Viele Bruchstellen, viele Bücher

Ab 23. März wird es nun wohl ruhiger werden. Mit «Schawinski» ist dann Schluss. Die neue SRF-Direktorin Nathalie Wappler teilte ihm schon vor einem Jahr seine Absetzung mit, dies nicht gerade stilvoll, weil sie billige Spargründe vortäuschte. In Wirklichkeit störte der kontroverse TV-Altmeister den zunehmend konkordanten Hang im öffentlichen Funk, ein wachsendes Wohlverhalten, das durch die No-Billag-Sinnkrise ausgelöst worden war. Immerhin, vor der letzten Sendung verabschiedet sich SRF stilvoll mit einem biografischen Dok-

Film von seinem umstrittensten Mitarbeiter. Wenn Schawinski sich nichts Neues mehr einfallen lässt, dann kann man fürs Erste auf die wechsellvollste Karriere der Schweizer Medienszene zurückblicken. Es ist die Geschichte eines Mannes, der als SRG-Mitarbeiter begann, dann über dreissig Jahre lang der ärgste Widersacher der SRG war, bevor er vor neun Jahren wieder zur SRG-Flagge überlief.

Und es ist die Geschichte des einzigen Journalisten und Medienunternehmers, der in dieser Kombination tatsächliche Schweizer Mediengeschichte geschrieben hat.

Seine acht wichtigsten Stationen heissen: «Kassensturz», *Tat*, Radio 24, TeleZürli, Tele24, Sat1, Radio 1 und «Schawinski». Die Liste besteht aus vier grossen und zwei kleineren Erfolgen sowie zwei Misserfolgen.

Zur Systematisierung dieser Historie hilft ein Strukturelement, das von Schawinski selber stammt. Immer, wenn er vor oder nach einer Bruchstelle stand, schrieb er ein Buch.

Es gibt viele Bruchstellen in seinem Leben. Darum schrieb er auch viele Bücher. Zwölf Bücher sind es bis heute, und wenn man seine Dissertation an der Uni St. Gallen über den Fremdenverkehr in Guatemala dazuzählt, sind es gar dreizehn.

Schawinskis erstes Buch hiess «Kassensturz» und erschien 1975. Es enthielt Konsumententipps, war aber zugleich auch der Beleg dafür, welchen Fernsehserfolg er mit der von ihm gegründeten Sendung angestossen hatte. Nach nur etwas mehr als einem Jahr erreichte der «Kassensturz» einen Marktanteil von 50 Prozent. Heute, zum Vergleich, sind es 29 Prozent.

Das Buch war quasi ein Abschiedsgeschenk, denn im folgenden Jahr war Schawinski weg aus Leutschenbach. Er unterschrieb als Chefredaktor bei der *Tat*, einem Traditionsblatt, das die Herausgeberin Migros als konsumnahe Boulevardzeitung neu lancieren wollte. Die *Tat* sollte zum Konkurrenten des *Blicks* werden. Ich stiess als junger Politikredaktor dazu.

Schawinski, damals 32 und zeitgeistig mit schwarzem Schnauz, war der Einzige auf der neuen Redaktion, der keine Print-Erfahrung hatte. Er kompensierte das durch seinen speziellen Führungsstil. Ich hatte seitdem nie mehr einen Chef, der eine derart überbordende Motivationsquelle war.

Die Redaktionssitzungen bei der *Tat* fanden in Schawinskis Büro statt. Wenn nun einer aus der Journalistenrunde eine gute Idee hatte, dann schoss der Chefredaktor in seinem Sessel hoch, als ob unter seinem Hintern eine Petarde explodiert wäre. Weil der Chefredaktor viele Ideen gut fand, hopste er während der Sitzungen ständig wie ein Gummiball in seinem Sessel auf und nieder. Bei der *Tat* half es wenig. Die Zeitung war nicht gut genug und fuhr zudem

einen stark wirtschaftskritischen und frühgrünen Kurs, sie machte denn auch schnell ein Defizit von 12 Millionen Franken im Jahr, Schawinski wurde fristlos entlassen, die Redaktion zettelte kurz darauf einen Warnstreik an, das Blatt wurde eingestellt. Es war seine erste Niederlage.

Nach der Niederlage gegen den *Blick* brauchte Schawinski einen neuen Gegner. Er fand ihn beim Schweizer Radio.

Die Geschichte von Radio 24 ist hundertfach erzählt worden, also kann man es kurz machen. Mit geliehenem Geld des deutschen Armaturenherstellers Bernd Grohe baute Schawinski ein Studio nahe Como und eine Antennenanlage auf dem italienischen Pizzo Groppe- ra, von wo aus er ab 1979 den Grossraum Zürich beschallte. «Popsender» nannte man das damals.

Die helvetischen Behörden, vom monopolistischen Rundfunk gehörig unter Druck gesetzt, versuchten den Sender abzuwürgen. 3000 An-

Ich hatte nie mehr einen Chef, der eine derart überbordende Motivationsquelle war.

hänger demonstrierten dann auf dem Bürkliplatz in Zürich für Radio 24 und skandierten die Parole, die Schawinski zum medialen Nationalhelden machte: «Roschee, Roschee, Roschee».

Schawinski erzwang schliesslich die Öffnung des regulierten Schweizer Radiomarkts für private Kanäle. Das macht ihn einzigartig. Natürlich wäre das Staatsmonopol früher oder später auch ohne ihn gefallen. Aber das mindert seine Rolle nicht, die Meriten gehören immer den Vorkämpfern und nicht den nachfolgenden Synchronschwimmern.

Ausbildungscamp für SRG

Radio 24 wurde dann ein Bombengeschäft. Der operative Gewinn explodierte und lag zu den besten Zeiten oft deutlich über fünf Millionen Franken im Jahr. Schawinski war nun der bewunderte «Medienpionier».

Schawinski, das trug viel zu seinem Erfolg bei, hatte immer eine Nase für junge journalistische Talente. Mehr als ein halbes Dutzend aus seiner *Tat*-Redaktion waren spätere Chefredaktoren und Verleger, darunter etwa Urs P. Gasche, Chef von «Kassensturz» und *Berner Zeitung*, sowie René Schuhmacher, Verleger von *K-Tipp* und *Saldo*.

Vor allem aber wurden seine Radio- und Fernsehredaktionen zu veritablen Ausbildungscamps für den Konkurrenten SRG. Aus Schawinskis «Stall» stammen etwa Daniela Lager von «10 vor 10», Anna Maier von «Schweiz aktuell», «Tagesschau»-Chef Urs Leuthard und «Happy Day»-Präsentator Röbi Koller genauso wie Sandro Brotz und Reto



Brennwald, beide Moderatoren von «Rundschau» und «Arena».

Bei Schawinski lernten Journalisten zweierlei: Schawinski machte vor, dass Journalismus nicht auf Nebengleisen spielt. Er hatte immer ein sicheres Sensorium für massentaugliche Themen und schwamm im Mainstream mit. Das zeigte sich bis zuletzt in seiner TV-Talkshow. Wenn das Model Tamy Glauser im Gespräch war, hatte er sie genauso selbstverständlich in der Sendung wie Jolanda Spiess-Hegglin zum Thema Sexskandal und SP-Präsident Christian Levrat zur Europapolitik. Am häufigsten war sein politischer Lieblingsfeind Christoph Blocher vor seinem Mikrophon, fast zehn Mal insgesamt.

Und zugleich konnte man lernen, dass auch grossen Figuren mit kritischer Distanz zu begegnen ist. Manchmal, vor allem in den letzten TV-Jahren, übertrieb es der Altmeister dabei, indem er seine Gegenüber mit einer moralischen Selbstgerechtigkeit und mit erhobenem Zeigefinger anging, ein Stil, der ihm früher nicht eigen gewesen war.

Im Golfklub unerwünscht

Dennoch: immer an den grossen Themen dran, immer mit einer Dosis Respektlosigkeit – Schawinski hat die Schweizer Journalistenkultur mitgeprägt.

1992 schrieb Schawinski erneut ein Buch. Es hiess «Radio 24. Die Geschichte des ersten freien Radios in der Schweiz». Es war wieder eine Art Vorankündigung. Wer im Alter von 47 Jahren «die Geschichte» seines Unternehmens beschreibt, der beschreibt auch seine Ambitionen, es für die Zukunft nicht dabei bewenden zu lassen.

Im Jahr darauf kündete Schawinski mit der Gründung des Regionalsenders Tele Züri seinen Einstieg ins TV-Geschäft an.

Schawinski hätte sich damals begnügen können, mit seiner Geldmaschine Radio 24 Jahr für Jahr Millionen zu machen. Es war ihm nicht genug, weil ihm wieder einmal das Adrenalin des Wettstreits fehlte.

Woher kommt diese Unrast, sich immer wieder einem neuen Leistungsvergleich auszusetzen und sich immer wieder ein neues Feindbild zu suchen?

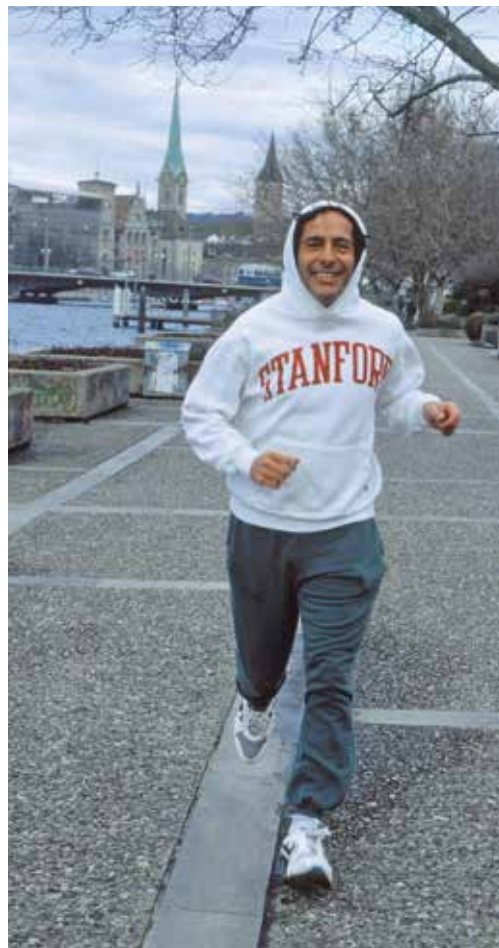
Es gibt etliche Porträts über Roger Schawinski, die sich in tiefenpsychologischen Deutungsmustern versuchen. Aufgewachsen in einer jüdischen Familie im Zürcher Industriequartier Aussersihl, der Vater Abraham Schawinski ein Vertreter von Textilwaren, Mutter Marcelle in der Hausfrauenrolle, Misserfolg im Gymnasium, darum Wechsel in die Handelsschule und mit Verspätung dann die Matur auf dem zweiten Bildungsweg. Daraus lässt sich formidabel das Klischee des getriebenen Aufsteigers konstruieren, der nach oben will, koste es, was es wolle.

Schawinski sieht etwas andere Motivationen. Sein Vater war nur 1,55 Meter gross und machte sich im täglichen Leben noch unauffälliger, als er ohnehin war. «Für mich war früh klar, dass man sich nicht a priori mit der Position des Schwächeren abfinden muss: Ich würde mich nicht klein machen wie mein Vater», schrieb Schawinski in seiner Autobiografie («Wer bin ich?») von 2014.

Der Gegenentwurf gelang. Seitdem hat Schawinski ein grosses Selbstbewusstsein, eine grosse Klappe, ein grosses Ego und einen grossen Willen. Das alles aber ist erst dann verhaltensauffällig, wenn man es aus der Sicht jener bürgerlich-dezenten Schweiz betrachtet, die sich nach aussen möglichst nicht exponieren will. Man kann es die Füdlibürger-Schweiz nennen. Ein forsches «You can get it if you really want» ist hier nicht die Lebensmaxime.

Schawinski ist mit seiner unangepassten Attitüde darum bis heute nicht zum Vollmitglied der sogenannten guten Gesellschaft geworden. Ein Beispiel erlebte er vor kurzem. Schawinski begann Golf zu spielen und beantragte eine Mitgliedschaft im distinguierten Dolder Golfclub am oberen Zürichberg. Der Klub lehnte seinen Antrag ab. So einen wollten sie dann doch nicht im Kreis des sogenannten besseren Zürcher Bürgertums.

Tele Züri startete dann im Oktober 1994. Schawinski hatte die beiden Drittelsaktionäre Rin-



Immer dran: Marathon-Mann Schawinski, 1995.

gier und Tamedia als Partner im Boot, hielt aber die Stimmenmehrheit. Doch auch nach ein paar Jahren schrieb Tele Züri immer noch Verluste.

Die Verwaltungsratssitzungen von Tele Züri liefen meist in demselben Ritual ab. VR-Präsident war Schawinski, Michael Ringier sass für sein Verlagshaus im Verwaltungsrat, ich vertrat dort Tamedia. Ringier oder ich stellten dann regelmässig eine einfache Frage: «Roger, warum macht Tele Züri immer noch keine Gewinne?»

Dann zog Schawinski jeweils indigniert die Luft ein und gab uns deutlich zu verstehen, dass wir beide, im Vergleich zu ihm, nur sehr wenig Ahnung vom TV-Geschäft hätten. Mag sein, dachten wir und nahmen an der nächsten Sitzung wieder einen vergeblichen Anlauf.

Tele Züri, wenngleich betriebswirtschaftlich schwächelnd, war dennoch ein Meilenstein der Medienentwicklung. Allein die Ankündigung des Sendestarts löste eine Wellenbewegung aus. Keine zwei Jahre später gab es bereits eine ganze Reihe anderer Regionalsender wie Tele Bärn, Tele M1 und Tele Tell. Sprinter Schawinski, wieder etwas schneller als das Feld, hatte einen Markt angeschoben.

An einer der VR-Sitzungen von Tele Züri kündete Schawinski dann sein neustes Projekt an. Es war der nationale Sender Tele 24, ein News-Kanal, mit Anleihen beim fernen Beispiel CNN. Er fragte an, ob Ringier und Tamedia hier einsteigen möchten. Beide sagten ab.

Nun begann das Elend. Schawinski versuchte ab 1998, sein Tele 24 im Alleingang zu stemmen. Es war das grösste Risiko, das er je einging, und es sollte zur schwierigsten und verlustreichsten Phase seines Lebens werden. Denn nun legte sich der notorische Konkurrenzkämpfer mit dem stärksten Gegner seines Lebens an, den er je hatte, mit dem Schweizer Fernsehen. Er trat mit

Die Lösung des Dilemmas kam von Haim Saban, dem Besitzer des deutschen Sat-1-Kanals.

seinem Info-Sender gegen den Koloss unter TV-Direktor Peter Schellenberg an, der im News-Segment eine gewaltige Schlagkraft hatte. Schawinski und Schellenberg, das kam hinzu, konnten sich auf den Tod nicht ausstehen.

Der Angriff auf die Festung des Staatsfunks ging schief. Die Werbeeinnahmen von Tele 24 blieben weit unter den Erwartungen. Schawinski verkaufte nun eine erste Tranche seines Unternehmens an die Credit Suisse First Boston. Die Investmentbanker stiegen mit 40 Prozent bei Schawinski ein und verschafften dem Projekt dadurch frisches Geld.

Der Sender schrieb weiterhin Verluste von bis zu acht Millionen Franken im Jahr. Der Gewinn des hochprofitablen Radio 24 wurde durch das defizitäre TV-Abenteuer aufgefressen. Schawinski, wie er später erzählte, wachte



Medialer Nationalheld: Radio-24-Gründer Schawinski, 1980 auf dem Zürcher Bürkliplatz.

in der Nacht mit Panikattacken und Schweißausbrüchen auf.

Schawinski musste sich aus seiner finanziellen Notlage mit einem Kraftakt befreien, der sein vorläufiges Ende als Medienunternehmer bedeutete. 2001 verkaufte er seinen Restbesitz an Radio 24 und Tele Züri ans Medienhaus Tamedia. Co-Aktionär Credit Suisse First Boston stiess seine Anteile ebenfalls ab.

Am erfolglosen Tele 24 hingegen hatte Käufer Tamedia, der damals den Kanal TV 3 betrieb, kein Interesse. Schawinski musste den Sender schliessen und die Einstellungskosten übernehmen.

Zumindest finanziell zahlte sich das Ende einer Medien-Ära dennoch aus. Schawinski und seine Berater hatten in den Verhandlungen mit Tamedia von einem Verkaufspreis von weit über 100 Millionen Franken geträumt. Letztlich zahlte Tamedia 92 Millionen. Über alles gesehen, blieben Schawinski, nach Kosten, aus dem Verkauf seines Unternehmens um die 70 Millionen Franken. Dennoch, es war der grösste Knacks, den sein Ego in seiner Karriere erfahren musste.

Die Bruchstelle war tief. Schawinski schrieb nun gleich zwei Bücher. Das erste hiess «TV-Monopoly. Die Inside-Story» und beschrieb, welche Bösewichter, wie etwa der damalige Medienminister Moritz Leuenberger, sein TV-Projekt zu Fall gebracht hätten. Das zweite hiess «Das Ego-Projekt. Lebenslust bis 100» und beschrieb, wie man auch in der zweiten Lebenshälfte sehr glücklich werden kann.

Schawinski war nun in seiner zweiten Lebenshälfte, aber sehr glücklich war sein Ego nicht. Er wusste, dass er nicht nach einem verlorenen Wettbewerb gemächlich auf die hun-

dert zusteuern wollte. Zumindest einen siegreichen Fight brauchte er noch. In der Schweiz allerdings war der Radio- und TV-Markt mittlerweile abgesteckt, es gab kaum Marktlücken mehr.

Beindruckender Erfolg in Deutschland

Die Lösung des Dilemmas kam von Haim Saban, dem Besitzer des deutschen Sat-1-Kanals. Er bot Schawinski den Job eines Geschäftsführers an. Schawinski sagte zu. Der ehemalige Unternehmer war ab 2004 bereit, zu einem vergleichsweise bescheidenen Salär wieder Angestellter zu werden. Schawinski arbeitete als bald Sechzigjähriger erstmals ausserhalb des Schweizer Markts. Nun ging es gegen RTL, Vox, ARD und ZDF.

In Deutschland tat Schawinski das, was die Schweizer von ihm gewohnt waren, und präsentierte sich mit lautem Auftritt. In den deutschen Medien kam das nicht gut an. Die *Süddeutsche Zeitung* spottete über «das Schweizer Medien-Genie Roger Schawinski». Der *Stern* hielt Schawinskis «enorme Bräune» für dessen auffallendste Leistung. Die *Frankfurter Allgemeine* mäkelte, dass er «im offenen Hemd herumläuft».

Im Programm hinterliess Schawinski nicht allzu grosse Fussabdrücke. Gleich zu Beginn lief ihm das Sat-1-Paradepferd Harald Schmidt unter Getöse davon, dann reüssierte seine Late-Night-Show nicht, auch verschiedene Shows wie «Kampf um deine Frau!» oder «Talk der Woche» fielen durch. Seine Kritiker freuten sich, aber in der schnell drehenden TV-Unterhaltung gehört *trial and error* nun mal dazu.

Der Schweizer Schawinski bot in Deutschland, über alles gesehen, dennoch eine beein-

druckende Performance. Als er antrat, machte Sat 1 einen Gewinn von gerade mal vier Millionen Euro. Schawinski schraubte diese Zahl auf 200 Millionen hoch. Nach drei Jahren verliess er auf Ende 2006 Sat 1, und Besitzer Saban verkaufte, dank solcher Wertsteigerung, die Sendegruppe mit gewaltigem Gewinn an zwei Private-Equity-Funds.

Nach seinem Abgang bei Sat 1, man ahnt es schon, schrieb Schawinski wieder ein Buch. Es hiess «Die TV-Falle. Vom Sendungsbewusstsein zum Fernsehgeschäft». Schawinski rechnet darin wieder einmal ab, diesmal mit den Managern und Showgrössen des Senders.

Nach seiner Rückkehr in die Schweiz drehte Schawinski unternehmerisch ein kleineres Rad. Sein Kanal Radio 1, mit dem er 2008 auf Sendung ging, ist heute unter den privaten Radiostationen der Deutschschweiz beim Marktanteil nur die Nummer zwölf und liegt weit hinter den führenden Radio 24 und Radio Energy zurück.

Immerhin, auf Radio 1 hatte er wieder eine Plattform, auf der er sich auch journalistisch austoben konnte. Am Sonntagmittag steht beispielsweise bis heute der «Doppelpunkt» auf dem Programm, bei dem Moderator Schawinski – wie vor Jahrzehnten – den Studiogast eine Stunde lang durch den Fleischwolf dreht.

Das bisschen Regionalradio, ohne breite Resonanz, konnte es allerdings nicht sein. Schawinski vollzog darum einen spektakulären Seitenwechsel, um sich nochmals in den bewährten Angriffsmodus zu versetzen.

Im Februar 2011 vermeldete es der *Blick* exklusiv und atemlos. Titel: «Schawi zurück beim Schweizer Fernsehen!» Untertitel: «Es ist eine TV-Sensation: Die SRG nimmt ihren schärfsten Kritiker an Bord.» Natürlich blieb auch der Gegenwind nicht aus, den Schawinski zum Atmen braucht. «Bankrotterklärung des Fernsehens», donnerte die NZZ über das Engagement.

Nach dem Ende seiner Talkshow kann man Schawinskis Zwischenbilanz also zusammenfassen. Vier grosse Erfolge: «Kassensturz», Radio 24, Tele Züri, Sat 1. Zwei kleinere Erfolge: Radio 1 und «Schawinski». Zwei Misserfolge: *Die Tat* und Tele 24. Das ist in der Medienbranche, die traditionellerweise eine hohe Risiko- und Flop-Dichte hat, ein weit überdurchschnittlicher Wert.

Nachdem Schawinski von seiner Absetzung beim Schweizer Fernsehen erfahren hatte, schrieb er seit letztem Herbst an einem neuen Buch. Er will, wie er sagt, «meine unternehmerischen Erfahrungen weitergeben». Das Buch erscheint Mitte März und heisst ganz bescheiden «Die Schawinski-Methode». Unterzeile: «Erfolgsrezepte eines Pioniers».

Die Schawinski-Methode. Wenn Schawinski ein Buch schreibt, dann folgen stets eine neue Etappe und ein neues Projekt in seinem Leben. Wir sollten also mit allem rechnen. ○

Schneckenhaus des Verschweigens

Statt die Öffentlichkeit frühzeitig zu informieren, werkelte die Landesregierung bei der Crypto-Affäre im Verborgenen. Und überliess die Initiative vollständig den Medien.

Von Christoph Mörgeli

Bereits im Spätherbst 2019 konfrontierte die «Rundschau» des Schweizer Fernsehens den Bundesrat mit ihren Recherchen: Die Firma Crypto AG mit Sitz im zugerischen Steinhausen sei im Besitz des amerikanischen Geheimdienstes (CIA) und des deutschen Bundesnachrichtendienstes (BND) gewesen. Die von Crypto weltweit vertriebenen Chiffriergeräte hätten dank Manipulationen über viele Jahre zu Spionagezwecken gedient. Der Bundesrat beriet hierauf umgehend die offenen Fragen über die Vorgänge rund um die Crypto AG. Es herrschte die Meinung vor, es handle sich im Wesentlichen um Geschichtsschreibung, weil das Unternehmen seit 2018 neue Eigentümer besitzt und in zwei Nachfolgefirmen aufgespaltet worden ist.

Nach Kenntnisnahme der Ereignisse rund um die Crypto AG im Gesamtbundesrat entschied Wirtschaftsminister Guy Parmelin Mitte Dezember 2019, dass die bestehende Generalausfuhrbewilligung für die Nachfolgefirma Crypto International AG so lange sistiert bleiben müsse, bis die Sachlage und die offenen Fragen geklärt seien. Die Behandlung von Einzelgesuchen wäre nach wie vor möglich, doch hat das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) seither keine Einzelgesuche mehr bewilligt. Der Bundesrat beauftragte am 15. Januar auf Antrag von Bundesrätin Viola Amherd, die Faktenlage durch alt Bundesrichter Niklaus Oberholzer (SP) und die Berner Anwaltskanzlei Kellerhals Carrard klären zu lassen.

PUK als Krönung

Trotz dieser rasch gefällten Entscheide orientierte der Bundesrat die Öffentlichkeit mit keinem Wort. Obwohl die Landesregierung weitreichende Entschlüsse gefällt hatte, hielt sie es für unnötig oder wenig opportun, darüber zu informieren. Glaubten die sieben Bundesräte, Niklaus Oberholzer würde seine Befragungen von Zeitzeugen in aller Diskretion beginnen? Wo sie doch wissen mussten, wie sehr dieser Jurist das Licht der Öffentlichkeit sucht und mit dem *Tages-Anzeiger* prompt ausführlich über seine Aufgaben schwatzte.

Statt durch eine Informationsoffensive die Flucht nach vorne anzutreten, verharrte der Bundesrat im Schneckenhaus des Verschweigens. Zwei Vertreterinnen der Landesregierung werkelten im Verborgenen, um Amtsvorgänger ihrer Partei zu entlasten und jene einer anderen Partei anzuschwärzen – selbstverständlich nicht ohne dies ihren Lieblingsmedien zu stecken. Verteidigungsministerin Viola Amherd



Wer weiss mehr? Verteidigungsministerin Amherd (l.), Justizministerin Keller-Sutter.

fand in einem «Bunker» Papiere, die beweisen sollten, dass der frühere Verteidigungsminister Kaspar Villiger (FDP) über die Hintergründe der Crypto AG informiert gewesen sei, wogegen es zu dessen Vorgänger Arnold Koller (CVP) keine entsprechenden Hinweise gebe. Worauf Justizministerin Karin Keller-Sutter ihre eigene Recherchetruppe losschickte und vielsagend ausrichten liess, die These von Kollers Nichtwissen gelte lediglich für die Quellen des VBS.

Dieses Hickhack im Hintergrund ersetzte eine saubere Kommunikation gegen aussen. Der Bundesrat schwieg monatelang und überliess das Gesetz des Handelns vollständig dem Medienverbund von Tages-Anzeiger-Gruppe, SRF-«Rundschau», *Süddeutscher Zeitung* und *Washington Post*. Hätte der Bundesrat frühzeitig orientiert, hätte er den politisch-medialen Wirbel unterlaufen können. So aber konnten die genannten Medien ihre abgemergelte Sau mit viel Lärm durch die Gassen treiben. Selbsternannte Chefankläger aus der Politik wärmten sich in der Folge selbstgefällig am angeblich heissen Eisen. Dabei stützte sich die ganze Kampagne lediglich auf einen einzigen dubiosen Bericht in holprigem Englisch, dessen unstimmmige Kurzpassagen der Öffentlichkeit erst noch in minimalen Dosen verabreicht wurden.

Allmählich beruhigt sich der Crypto-Hype, und die Nebel lichten sich. Die orchestrierte,

skandalisierte Berichterstattung schweizerischer, deutscher und amerikanischer Medien über die frühere Firma Crypto AG mit Sitz im zugerischen Steinhausen erweist sich als kalte Platte aus den mittleren neunziger Jahren. So sehr sich die veröffentlichte Meinung bemühte, das Schweizer Publikum glauben zu machen, die Affäre betreffe die Bürger – die Wahrheit ist eine andere: Die Crypto AG spionierte nach heutiger Kenntnis für die NSA und den Bundesnachrichtendienst die Machenschaften gewisser Schurkenstaaten aus, die Rechtsstaat, Demokratie und Menschenrechte mit Füßen traten. Dass dies einigen älteren Schweizer Journalisten und Politikern nicht passt, deren Sympathien als Marxisten, Trotzkiten oder Maoisten damals den antiwestlichen Kommunisten galten, liegt auf der Hand.

Ihr Ziel ist es, ihre Recherche über die Crypto AG mit einer parlamentarischen Untersuchungskommission (PUK) zu krönen. Darum rufen Res Strehle und die Recherche-Teams der Tagi-Mediengruppe panikartig dazu auf, jetzt die hochgekochte Affäre um Gottes willen nicht abkühlen zu lassen. Sie versuchen so krampfhaft wie erfolglos, andere Staaten zu scharfen Demarchen in Richtung Bundesbern aufzuwiegeln. Die Sendung «Arena» des Schweizer Fernsehens lud den einzigen SVP-Politiker ein, der zuvor eine PUK gefordert hatte. Aber selbst

Christian Imark mochte in der Sendung diesem seltenen parlamentarischen Mittel nicht mehr zustimmen. Alfred Heer (SVP) hatte als Präsident der parlamentarischen Geschäftsprüfungsdelegation mit der Ankündigung, sein Gremium werde die Sache unabhängig vom Bundesrat untersuchen, das Heft entschlossen in die Hand genommen. FDP-Präsidentin Petra Gössi wurde mit ihrer voreiligen PUK-Aussage von ihrer Partei zurückgebunden; CVP und GLP haben keine Lust auf eine PUK. Selbst bei Grünen und SP scheint die anfängliche Begeisterung spürbar vermindert, seit sie gemerkt haben, dass das prestigeträchtige Präsidium schwerlich der wählerstärksten Partei entwunden werden könnte – und das ist die SVP.

Kaum Schweizer Gesetze verletzt

Auch müsste eine PUK bei nachträglicher Untersuchung sämtlicher Umtriebe der Crypto AG die zentrale Frage beantworten: Hat dieses Unternehmen irgendwann gegen Schweizer Gesetze verstossen? Die Antwort wäre für die lautstarken Ankläger ernüchternd. Es ist gut möglich, dass keine strafbaren Verletzungen des damals geltenden Rechts vorliegen. Weder auf zugerischem noch auf schweizerischem Staatsgebiet wurde etwas ausspioniert. Die Privatfirma Crypto AG hat getürkte Chiffriergeräte ins Ausland geliefert. Allfällige Verstösse gegen das Güterkontrollgesetz wären fast alle verjährt. Über die wahren Eigentümerverhältnisse von CIA und BND haben mutmasslich weder die Crypto-Mitarbeiter noch die Verwaltungsräte Bescheid gewusst. Der ehemalige Mitarbeiter des Schweizer Nachrichtendienstes und Generalstabsobers Jacques Baud hat in der Sendung «Mise au point» des Westschweizer Fernsehens glaubwürdig dargelegt, wie wenig die involvierten Schweizer Stellen wussten. Selbst bei Verdachtsmomenten wäre damals ein Vorgehen gegen die Crypto AG, das sich auf konkrete schweizerische Gesetze abgestützt hätte, kaum erfolgreich gewesen.

Der Bundesrat macht nicht nur in seiner Informationspolitik eine schlechte Falle, sondern auch in der Wahl seines «Experten». Mit welcher Art Rechtsinterpret es die Öffentlichkeit mit Niklaus Oberholzer zu tun hat, belegt sein Gutachten zuhanden des Bundesrates vom 5. Juni 2008. Damals gab Oberholzer zum Putsch des (nachträglich abgewählten) Bundesanwalts Erwin Beyeler und einiger Anwälte des Bundes gegen Justizminister Blocher mit Hilfe der nationalrätlichen Geschäftsprüfungskommission unter Lucrezia Meier-Schatz seinen Segen. Anlässlich des «Fichenskandals» von 1989/90 hatte Oberholzer dem damaligen PUK-Präsidenten Moritz Leuenberger (SP) noch geholfen, die Affäre tüchtig hochzukochen. Eines aber darf man diesem umtriebigen Rechtsexperten zugutehalten: Er weiss besser mit der Öffentlichkeit umzugehen als das Gremium der sieben Bundesräte. ○

Finanzen

Jetzt Steuern senken

Die Haushaltsüberschüsse des Bundes wecken Begehrlichkeiten. Doch man sollte dem Staat nicht zu viel geben.

Einmal mehr hat Finanzminister Ueli Maurer einen viel höheren Haushaltsüberschuss ausgewiesen als budgetiert: Statt 1,2 Milliarden Franken brachte das Jahr 2019 ein Plus von 3,1 Milliarden. Mit Ausnahme von 2014 geht das schon seit zwölf Jahren so mit den positiven Überraschungen. Nicht alle finden diese Differenzen allerdings positiv. Die Vorschriften der seit 2003 geltenden Schuldenbremse verlangen nämlich, dass ungeplante Einnahmenüberschüsse zum Schuldenabbau verwendet werden müssen – und das wurmt all die Politiker, die das Geld lieber für eigene Ziele einsetzen würden. Vor allem im rot-grünen Lager möchte man neue Milliarden für die Förderung von erneuerbaren Energien, für den Ausbau des öffentlichen Verkehrs, für Gebäudesanierungen, für Gleichstellung, Bildung, internationale Entwicklungszusammenarbeit oder Lohnwachstum beim Bundespersonal ausgeben.

Die Forderung nach einer Lockerung der Schuldenbremse dringt allmählich in die politischen Diskussionen ein, und zwar in verschiedenen Formen. Sehr direkt ist der Vorschlag, dass zwar die Bundesausgaben über einen Konjunkturzyklus hinweg nach wie vor nicht grösser sein dürfen als die Einnahmen, dass aber die ungeplanten Überschüsse nicht obligatorisch zum Abbau der Schulden verwendet werden müssen, sondern den Politikern zum Ausgeben überlassen werden. Das tönt zunächst harmlos, aber das kann wirken wie Hefe im Teig.

Wenn die Bundeseinnahmen stärker wachsen als die Wirtschaft, wie dies im zurück-

liegenden Jahrzehnt der Fall war, würde eine solche Regelung die Staatslast laufend grösser machen: Positive Überraschungen würden ja sogleich in die Hände ausgabenfreudiger Politiker und Verwaltungsleute gelangen. Nach den Berechnungen von Ökonomeprofessor Christoph Schaltegger und Mitarbeiter Michele Salvi von der Universität Luzern stiegen die Fiskaleinnahmen von 2003 bis 2018 tatsächlich stärker als die Wirtschaftsleistung. Im Durchschnitt galt: Wenn das Bruttosozialprodukt um 1 Prozent wuchs, erhielt der Staat 1,15 Prozent mehr Geld. Nur dank der heutigen Schuldenbremseformel, nach der ungeplante Überschüsse zum Schuldenabbau verwendet werden müssen, kam es nicht so weit, dass der Staatshaushalt schneller wuchs als die Wirtschaft.

Neue Geldflussbetrachtung

Ein komplexerer Versuch, der zur Modifikation der Schuldenbremse führen könnte, ist gegenwärtig im Parlament am Laufen. Der Bundesrat will eine Änderung des Finanzhaushaltsgesetzes zur «Vereinfachung und Optimierung der Haushaltssteuerung» erreichen. Grob gesagt: Das Rechnungsmodell des Bundes soll von einer Geldflussbetrachtung auf eine Sichtweise umgestellt werden, die eher einer wirtschaftlichen Rechnung gleicht. Die Steuerung soll nicht mehr einfach über Einnahmen und Ausgaben erfolgen, sondern stärker einer Ertragsaufwand-Rechnung mit Eigen- und Fremdkapital gleichen, wie man sie in Unternehmen kennt. Schaltegger und Salvi haben in einem Gutachten für die Ständeratskommission mögliche Auswirkungen auf die Schuldenbremse untersucht, und ganz vereinfacht kann man sagen: Wenn der Übergang vom alten aufs neue Rechnungssystem seriös gemacht wird, also im Interesse der Bürger, bleibt die Griffigkeit der Schuldenbremse erhalten – wohl sogar mit dem Vorteil, dass auch die Sozialwerke davon erfasst und kontrolliert werden.

Aber wenn man an den Bürger denkt, muss man eigentlich sagen: Lasst es gar nicht so weit kommen, dass der Staat zu viel Geld erhält, haltet seine Einnahmen niedriger! Es ist doch günstiger, die Milliarden Franken den Steuerzahlern erst gar nicht wegzunehmen, statt sie zuerst durch den Staatsapparat zu leiten und dann via Schuldenreduktion wieder herauszuziehen. *Beat Gygi*



Wie Hefe im Teig: Finanzminister Maurer.



Tolerante Agnostiker, milde Skeptiker: Uni Freiburg.

Freigeist in Freiburg

Die unterschätzte Universität Freiburg ist in Wahrheit eine Perle der akademischen Schweiz. Wo andernorts Konformismus und Korrektheit herrschen, weht hier der Geist der Freiheit. Die katholisch geprägte Hochschule bereichert das intellektuelle und politische Leben. *Von Erik Ebnetter*

Die NZZ-Beilage «Campus» bündelte die gängigen Vorurteile gegenüber der Universität Freiburg vor ein paar Jahren in einem Satz: «zu klein, zu katholisch, zu einfach». Generationen von Studenten redeten so, meist ohne die Verhältnisse vor Ort zu kennen. Wer in den grossen reformierten Städten seine Ausbildung machte – in Zürich, Bern oder Basel, in Genf oder Lausanne –, verirrte sich oft nur für einzelne Examen nach Freiburg. Die Zürcher Juristen zum Beispiel liessen sich dort gerne im ungeliebten Fach Rechtsgeschichte prüfen, weil die Anforderungen als relativ tief galten. In Freiburg, so hiess es, bestehe fast jeder.

Lange war die Universität vor allem als Kaderschmiede der katholischen Schweiz bekannt. Von Anfang an lehrten dort auch Dominikanermönche, die bis heute an der Theologischen Fakultät präsent sind. Zu ihnen gehört der Amerikaner Michael Sherwin, ein Thomas-von-Aquin-Kenner, der sich mit der «Psychologie der Liebe» beschäftigt, oder der Franzose Benoît-Dominique de La Soujeole, ein Berater der römischen Kurie, der einst aus Protest dem Dies academicus fernblieb, weil

die Universität der Gender-Theoretikerin Judith Butler die Ehrendoktorwürde verlieh. Beide, Sherwin und Soujeole, stehen auf ihre Weise für ein unkonventionelles bis unzeitgemässes Denken, wie es für Freiburg nicht untypisch ist.

Gerade die Dominikaner, gekleidet im weissen Habit ihres Ordens, waren prägend für das Bild der Hochschule nach aussen. Dabei war die Universität Freiburg nie nur die konfessionelle Anstalt, als die sie so oft beschrieben wurde. Schon 1899 promovierte dort ein jüdischer Student zum Doktor der Chemie. Er hiess Chaim Weizmann und wurde ein halbes Jahrhundert später erster Staatspräsident Israels. Zum Lehrpersonal gehörte auch der bekannte Islamwissenschaftler Tariq Ramadan, der nun in Oxford tätig ist. Heute beherbergt die Universität Freiburg das Schweizerische Zentrum für Islam und Gesellschaft.

Richtig ist aber auch, dass die katholische Theologie in Freiburg eine lange Tradition hat, mit Wurzeln im späten 16. Jahrhundert. Die Fakultät ist die grösste ihrer Art in der Schweiz und punktet mit sagenhaften Betreu-

ungsverhältnissen (auf zwanzig Studenten kommt ein Professor). Immer wieder bringt sie brillante Köpfe hervor, etwa Othmar Keel, der 2005 den Marcel-Benoist-Preis, den sogenannten Schweizer Nobelpreis, gewann. Allerdings sind es inzwischen seltener die Theologen, die von sich reden machen, sondern Vertreter weltlicher Fächer, die von Freiburg aus prominent in nationale Debatten eingreifen.

«Kurtaxe für Zuwanderer»

Der Freiburger Professor mit der grössten Medienpräsenz dürfte der Ökonom Reiner Eichenberger sein. Er lehrt seit 1998 an der Universität, als Nachfolger von Walter Wittmann, der mit thesenstarken Büchern («Der Steuerstaat: Die Ausbeutung der Fleissigen») und vielen Medienauftritten nationale Bekanntheit erlangte. Eichenberger pflegt ebenfalls einen politökonomischen Ansatz, findet aber, er und die anderen Freiburger Ökonomen seien eigentlich ziemlich konventionell geworden: «Wir arbeiten heute meist ebenso mathematisch und statistisch wie die Konkurrenz. Die Zeiten, als ein Guy Kirsch ohne Com-

puter, nur mit diszipliniertem Denken, ökonomische Fragen ergründete, sind vorbei.»

Trotzdem gelingt es Eichenberger immer wieder, sich mit originellen Thesen hervorzu-tun. Eine Kolumne in der *Sonntagszeitung*, publiziert im Januar 2018, begann mit den Worten: «Über heisse Themen soll man im Winter kühl nachdenken. Das gilt auch für den Veloverkehr. Viele halten ihn für besonders förderungswürdig. Damit liegen sie falsch.» Eichenberger rechnete vor, dass der Veloverkehr pro Personenkilometer höhere externe Kosten verursache als der Autoverkehr (Umwelt-, Klima-, Lärm-, Unfallschäden). Eine Woche darauf räumte die *Sonntagszeitung* fast eine Seite frei, um Reaktionen auf den Artikel abzudrucken.

«Wer will, kann sich hier in beneidenswerter Weise in seine Arbeit vertiefen.»

Unter anderem hatte Ulrich Seewer, Vize-direktor des Bundesamts für Raumentwick-lung, einen Leserbrief geschrieben.

Die NZZ führt Eichenberger in ihrem Ran-king der einflussreichsten Ökonomen des Lan-des auf Rang zwei, hinter Ernst Fehr von der Universität Zürich, der als möglicher Nobel-preisträger gehandelt wird. Einen Nobelpreis hat Eichenberger nicht im Auge. Nachdem er einen Ruf der forschungstarken Ludwig-Maximilians-Universität München abgelehnt hatte, entwickelte er sich in der Schweiz immer mehr zu einem öffentlichen Intellektuel-len, der die Politik mit Ideen füttert, statt nur in Fachzeitschriften zu publizieren. Von Eichenberger stammt der vieldiskutierte Vorschlag einer Einwanderungssteuer, die er «Kurtaxe für Zuwanderer» nennt. Gleich-zeitig setzt er sich für mehr politische Mit-spracherechte von Ausländern ein.

Dem weitverbreiteten Eindruck, die Uni-versität Freiburg sei wissenschaftlich weniger stark als die grösseren Schweizer Universi-täten, trat Eichenberger schon 2014 entgegen. Er argumentierte damals in der NZZ *am Sonntag* mit Hilfe vieler Daten, dass kleine Universi-täten pro eingesetzten Franken «fast durch-wegs einen grösseren Output erzielen». Und Eichenberger wäre nicht Eichenberger, wenn er daraus nicht eine Empfehlung für die Poli-tik abgeleitet hätte: «Mehr Geld für die Klei-nen». Denn: «Es ist bildungspolitischer Un-fug, die Steigerung des Outputs dadurch anzustreben, das Universitätswesen zu zen-tralisieren und möglichst viele Mittel an gros-se Universitäten zu vergeben.»

Titel wie Netflix-Serien

Angesprochen auf die Grösse der Universität Freiburg, stimmt auch der Historiker Volker Reinhardt ein «Lob der kleinen Einheit» an. 10 000 Studenten sind dort eingeschrieben,

zweieinhalbmal weniger als in Zürich und etwa eineinhalbmal weniger als in Bern, Genf und Lausanne. Seit 28 Jahren lehrt Reinhardt in Freiburg und bewarb sich in dieser Zeit nicht einmal woanders, wie er sagt. Seine Begründung: «Wer will, kann sich hier in beneidenswerter Weise in seine Arbeit vertiefen.»

Tatsächlich nutzt Reinhardt die Freiheiten, die ihm das kleine Freiburg bietet, geradezu bei-spielhaft. Während sich manche Historiker an grösseren Univer-sitäten in Mikrothemen verlie-ren, um sich von Kollegen abzu-grenzen, oder kaum mehr zum Forschen kommen, weil die Ad-ministration sie vereinnahmt, veröffentlicht Reinhardt fast je-des Jahr ein Buch. Diese Werke tragen oft Titel, die auch einer Netflix-Serie den Namen geben könnten («Die Borgia. Geschichte einer unheimlichen Familie», «De Sade oder Die Vermessung des Bösen»). Reinhardt zählt da-mit zu den produktivsten, publi-kumswirksamsten Geschichts-professoren der Schweiz.

Sein jüngstes Buch widmete er der «Macht der Schönheit». In einem Interview mit der *Welt-woche* (Nr. 49/19) erklärte er: «Das ist vielleicht ein konservativer Titel, weil ich dem modischen Diktum misstrauere, dass wir alle Künstler sind, dass es keine Hier-archien in der Kunst gibt, dass ein Popsong und eine Bach-Parti-tur gleichwertig sind. Damit bin ich nicht einverstanden. In-sofern ist das Buch auch ein Votum der Rückbesinnung auf das, was Kultur eigentlich ist.» Das klingt nach einer Ästhetik, wie sie von traditionalistischen Katholiken *à la fribourgeoise* gepflegt wird, aber Reinhardt unterläuft das Klischee: Er, ein gebürtiger Lutheraner aus Schleswig-Holstein, bezeichnet sich als «toleranten Agnostiker» und «milden Skeptiker».

Als Spezialist für die frühe Neuzeit, der sich ausgiebig mit der Renaissance in Italien be-schäftigt hat, schätzt Reinhardt besonders die vielen italienischsprachigen Studenten in Freiburg. Ein Zehntel der Studenten kommt aus dem Tessin oder den Bündner Südtälern. Die Universität Freiburg, wo Deutsch und Französisch seit je gleichberechtigte Unter-richtssprachen sind – was nicht die schlechtes-ten Studenten anzieht –, ist faktisch drei-sprachig. Wer bei Reinhardt eine Arbeit auf Italienisch verfassen will, kann dies tun. «Wir

leben hier im Kleinen jene sprachlich-kultu-rell Offenheit, die im Grossen die Schweiz aus-zeichnet.»

In bester akademischer Tradition

Ein gutes Beispiel für diese Offenheit ist der Freiburger Strafrechtsprofessor Marcel Alexander Niggli. Er, der sich als «erzliberal» charakterisiert, schreibt Kolumnen im linken Magazin *Republik*, was ihn 2018 nicht daran hinderte, die Selbst-bestimmungsinitiative (SBI) der SVP gutzuheissen – als beinahe einziger Rechtsprofessor des Landes. In der *Weltwoche* sagte er seinerzeit: «Die Haltung, dass die SBI nicht richtig sein kann, da sie von der falschen Partei kommt, ist doch kein Argu-ment, dem ein eigenständig denkender Mensch folgen kann.» Vor allem kritisierte er, dass Recht immer öfters von Funktionären internationaler Organisationen gesetzt wird. «Das ist völlig undemokra-tisch.»

Zuletzt sorgte er für Aufsehen, als er die Erweiterung der An-ti-Rassismus-Strafnorm um die sexuelle Orientierung ablehnte. Das machte auch deshalb Schlag-zeilen, weil Niggli ein 500-seitiges Standardwerk zum Ge-setzesartikel geschrieben hat. «Niemand kennt die Rassismus-strafnorm so gut wie er», urteilte die *Sonntagszeitung*. Allerdings widersprach der unkonventio-nelle Niggli in diesem Fall der oft geäusserten Ansicht, die Erwei-terung der Strafnorm bedeute einen unverhältnismässigen Eingriff in die Meinungsfreiheit. Sein Haupteinwand war ein an-derer: «Das neue Gesetz bringt kaum neuen Schutz, dafür ganz viel neue Unsicherheit.»

Das heisst nicht, dass Niggli die Meinungsfreiheit geringschätzen würde. Wer bei ihm ein Symposium besucht oder ein Privatissimum, also eine Diskussionsrunde im kleinen Kreis, die er in bester akademi-scher Tradition anbietet, ist vorgewarnt: «No trigger warnings. No safe spaces. No bullshit», lautet das Motto. Studenten können nicht gel-tend machen, ein Argument dürfe ihre Gefüh-le nicht verletzen, wie es in Amerika teilweise der Fall ist und auch in der Schweiz diskutiert wird. Schliesslich ist man hier in Freiburg, wo der Geist freier weht, als so manche Akade-miker in Zürich, Bern oder Genf glauben mögen. ○



Einflussreicher Ökonom:
Reiner Eichenberger.



Klischees unterlaufen:
Volker Reinhardt.



«Erzliberal»:
Marcel Niggli.

Amherds Senkrechtstarterin

Eine 43-jährige Berner CVP-Politikerin soll den neuen Kampfjet zum Fliegen bringen. In Militärkreisen gilt sie als unbeschriebenes Blatt. Die Sicherheitspolitik kennt sie nur vom Hörensagen. *Von Hubert Mooser*

Es ist etwas schwieriger, sie ans Telefon zu bekommen, seit Alexandra Perina-Werz für Verteidigungsministerin Viola Amherd das Dossier Air 2030, die Vorlage zur Beschaffung neuer Kampfflugzeuge, betreut. Und es ist fast noch schwieriger, beim Informationschef des Departementes für Verteidigung, Sport und Bevölkerungsschutz (VBS), Renato Kalbermatten, in Erfahrung zu bringen, mit welchen Aufgaben die Bernerin denn genau beauftragt ist. Zuerst sagt er bloss, Alexandra Perina-Werz kümmere sich um Air 2030. Wenn man nachhakt, präzisiert Kalbermatten, sie begleite die politischen Geschäfte in diesem Bereich die Grundlagendokumente für die Departementsleitung, und sei zuständig für Anfragen von Bürgern und Parlamentariern.

Die Art, wie das VBS kommuniziert, erweckt den Eindruck, als wolle man die Verpflichtung der 43-jährigen Bernerin nicht an die grosse Glocke hängen, zumal mit ihr eine weitere in Sicherheitspolitik unerfahrene CVP-Frau im Stab von Viola Amherd Einzug hält. Perina-Werz ist jedoch etwas mehr als bloss der Kummerkasten für Politiker und Bürger. Sie soll im Hintergrund die Kampagne zur Abstimmung über das Flugbeschaffungsprojekt Air 2030 leiten.

Am 20. Dezember 2019 hat das Parlament den Planungsbeschluss über die Beschaffung neuer Kampfflugzeuge verabschiedet. Bis 2030 sollen für maximal 6 Milliarden Franken neue Flieger beschafft werden. Nachdem Amherds bisheriger Delegierter für Air 2030, Christian Catrina, seinen altersbedingten Rücktritt per Ende April 2020 ankündigte, soll Perina-Werz nun das Dossier übernehmen.

Spezialistin für Gesundheitsfragen

Mit Christian Catrina betreute seit der Ära von Guy Parmelin (SVP) ein erfahrener VBS-Mann, der jahrelang als Strategiechef die Politik des Verteidigungsdepartementes entscheidend mitprägte, die Vorlage. Seine Nachfolgerin an der Spitze der Kampagne für die Beschaffung eines neuen Kampfjets, die mit



Überraschende Anstellung: Lobbyistin Perina-Werz.

ihrem stechenden Blick an die norwegische Filmschauspielerin Liv Ullmann erinnert, fiel in den vergangenen Jahren dagegen nicht gerade durch Sachverstand bei militärischen Fragen auf.

Perina-Werz gilt als Spezialistin in Gesundheits- und Sozialfragen und kennt sich auch in der Wirtschafts- und der Aussenpolitik aus. Mit Verteidigungspolitik hatte sie hingegen wenig am Hut. Das gibt sie auch offen zu, wenn man mit der Bernerin endlich sprechen kann. In der seit den Parlamentswahlen stark erneuerten Sicherheitskommission kennt sie ausser den bestandenen CVP-Damen und -Herren kaum jemanden.

Der frühere CVP-Parteichef Christophe Darbellay, ihr früherer Arbeitgeber, attestiert ihr jedoch politisches Talent und Geschick – sie werde ihre neuen Aufgaben im VBS mit Bravour meistern. Mehr oder weniger das

Gleiche sagt der frühere CVP-Generalsekretär Reto Nause, der sie einst als wissenschaftliche Mitarbeiterin anstellte. Der aktuelle Präsident der CVP, Gerhard Pfister, will dagegen Perina-Werz' neuen Job nicht kommentieren und verweist auf das VBS. Andere hochrangige CVP-Vertreter zeigen sich etwas erstaunt darüber, dass Perina-Werz von einer gut dotierten Stelle bei Raiffeisen Schweiz in die Verwaltung und insbesondere ins VBS wechselt. Perina-Werz selbst sagt: «Ich wollte schon immer einmal im Umfeld einer Bundesrätin arbeiten. Das empfinde ich als eine spannende Aufgabe.»

Was könnten Amherds Motive für die überraschende Anstellung sein? Wahrscheinlich, mutmassen Insider, habe die Bundesrätin sich vom Gedanken leiten lassen, dass man die Abstimmung über neue Kampfflugzeuge nur mit Frauenstimmen gewinnen könne. Der Urnengang zum Gripen im Jahr 2014 habe gezeigt, dass viele Frauen kritisch seien, wenn es um den Kauf neuer Kampfflugzeuge gehe. Deshalb habe Amherd mit Perina-Werz wohl eine Frau mit politischer Kampagnenerfahrung für diesen Job gewählt.

Karrierestart als CVP-Funktionärin

Wer aber ist diese Frau eigentlich? Ihr Vater stammte aus Genf und war im Eidgenössischen Polizei- und Justizdepartement tätig. Die Mutter stammt aus La Chaux-de-Fonds. Alexandra Perina-Werz wuchs in der Berner Vorortsgemeinde Bolligen auf, absolvierte das Kirchenfeld-Gymnasium in Bern und studierte später am Hochschulinstitut für internationale Studien und Entwicklung (IHEID) in Genf.

Zwischen 2005 und 2014 wirkte sie in verschiedenen Funktionen bei der CVP Schweiz – zuletzt als leitende Fraktionssekretärin der CVP-EVP-Fraktion des Bundesparlamentes. Zwischendurch leitete sie zweimal interimistisch das Generalsekretariat der CVP. Darbellay, der zwischen 2006 und 2016 die CVP führte, hätte sie gerne fix als Generalsekretärin

verpflichtet. «Der Job interessierte mich aber nicht», erinnert sie sich. «Ich hätte dafür in der ganzen Schweiz herumreisen müssen.» Die Arbeit als Fraktionssekretärin fand sie interessanter – und für ihre berufliche Karriere wohl auch etwas förderlicher.

So kennen sich Amherd und Perina-Werz noch aus der Zeit, als die heutige Bundesrätin Vizefraktionspräsidentin der CVP und die künftige VBS-Kadermitarbeiterin politische Fraktionssekretärin war. Während Perina-Werz als Parteifunktionärin die Karriereleiter hochkletterte, kam ihre politische Karriere indes nie richtig in Fahrt. Einzelne Parteiponenten finden, ihr fehle ein bisschen das in-

«Ich wollte schon immer einmal im Umfeld einer Bundesrätin arbeiten.»

nere Feuer dafür, das zum Beispiel Reto Nause auszeichne, der es in der CVP-Wüste Bern immerhin bis in die Exekutive der Stadt schaffte.

Perina-Werz sagt dazu, sie habe halt nicht das gleiche Temperament wie Nause. Aber ein politisches Mandat hätte sie schon gereizt. Sie liess sich während der Wahlkämpfe auch immer etwas einfallen: 2010, als sie jüngste Berner Regierungsratskandidatin war, stürzte sie sich von über 3500 Metern mit einem Fallschirm aus einem Flugzeug. Ihre Botschaft zu diesem Stunt: «Auch in der Politik braucht es mehr Mut, und man muss Grenzen überwinden.» Geholfen hat ihr das nicht viel.

Sie denkt wie eine Westschweizerin

2013 durfte sie dann für einen CVP-Grossrat nachrutschen, schaffte die Wiederwahl später aber nicht. Sie kündigte ihren Job in der Parteizentrale und wechselte in die Privatwirtschaft, als Cheffobbyistin zum Krankenversicherer Groupe Mutuel. Der frühere CVP-Fraktionschef Urs Schwaller soll als Türöffner fungiert haben. Die letzten vier Jahre war sie Leiterin Politik bei Raiffeisen Schweiz.

Perina-Werz ist mit einem Berner Architekten verheiratet. Das Paar hat zwei Kinder im schulpflichtigen Alter und wohnt in Belp. Perina-Werz spricht und schreibt flüssend Deutsch und Französisch – und denkt vor allem wie eine Westschweizerin. Als CVP-Parteifunktionärin pflegte sie einen besonders intensiven Kontakt zur sogenannten Groupe latin der CVP. In der Westschweiz kennt man sie denn auch fast besser als in der Deutschschweiz.

Nun kehrt sie also nach ihrem Abstecher in die Privatwirtschaft ins bundesbernerische Machtzentrum zurück. Bleibt abzuwarten, ob die in der Sicherheitspolitik unerfahrene Perina-Werz den neuen Kampfjet tatsächlich zum Fliegen bringt oder ob das Abenteuer VBS für sie mit einer Bruchlandung endet. ○

Schweiz

Applaus von allen Seiten

Verteidigungsministerin Viola Amherd hat eine Truppe von Anfängern um sich geschart. Ausschlaggebend waren Herkunft und Parteibuch. Kritik? Nein. Man lässt ihr alles durchgehen.



Gütesiegel: Bundesrätin Amherd.

Haben sich die Linken im Parlament mit der Wahl von Viola Amherd selber ein Bein gestellt? Wenn die Schweizerinnen und Schweizer voraussichtlich im September über den Kauf neuer Kampffjets entscheiden, werden es die Gegner etwas schwerer haben als bei der Abstimmung über den Gripen, wie der frühere Nationalrat Jo Lang (Grüne) meint. Lang wird als prominenter Exponent der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) auch diesmal den Widerstand gegen neue Flieger anführen. Es geht dann nicht mehr gegen einen SVP-Bundesrat wie Ueli Maurer, den man als Verteidigungsminister verteufeln konnte, sondern gegen die im Publikum und auch im Parlament beliebte Bundesrätin Amherd.

Sie macht es als Verteidigungsministerin nicht wirklich besser als ihre beiden Vorgänger Guy Parmelin oder eben Ueli Maurer (beide SVP). Im Gegenteil: Wenn die oberste Sicherheitschefin des Landes in Fernsehinterviews blauäugig zu verstehen gibt, sie telefoniere nie mit einem verschlüsselten Mobiltelefon, ringen alle Sicherheitsexperten im Lande die Hände. Viel Kritik muss sie deswegen aber nicht einstecken. Sie hat die bessere Presse als ihre Vorgänger und profitiert wie keine andere Bundesrätin vom Frauenbonus und von einem ungewohnt nachsichtigen Parlament. Das hat freilich auch einen Grund. «Wir bringen mit Amherd Projekte und Vorlagen durch, mit denen ein SVP-Verteidigungsminister auf

heftige Opposition stossen würde», sagt der Berner SVP-Nationalrat Erich Hess, Mitglied der Sicherheitskommission. Das zeigte sich vor einer Woche, als die CVP-Bundesrätin die Armeebotschaft 2020 vorlegte. Die Schweizer Armee soll modernisiert werden; dafür will sie insgesamt 21 Milliarden Franken investieren, so viel wie noch nie.

Je unerfahrener, desto besser

Der Bundesrat winkte das Geschäft diskussionslos durch. Nicht einmal Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga – die fast zu jeder Armeevorlage kritische Mitberichte schrieb, als noch Parmelin im VBS das Sagen hatte – wollte Amherd am Zeug herumfliegen. «Es hat halt bei dieser Armeebotschaft nicht wirklich etwas drin, das auf grossen Widerstand stösst», findet SP-Sicherheitspolitikerin Priska Seiler Graf, «ausser vielleicht die 400 Millionen Franken zur Verlängerung der Nutzungsdauer der Schützenpanzer. Wir sind der Meinung, dass eine solche Investition nicht angebracht ist.» Man solle diese Panzer gescheiter nach und nach ausmustern, statt sie jetzt wieder aufzumotzen. Aber deswegen machen die Genossen keinen Aufstand.

Dafür lässt man Amherd viel durchgehen – zum Beispiel bei der Crypto-Affäre. Laut diversen Medien wollte sie hier dem freisinnigen Alt-Bundesrat Kaspar Villiger den Schwarzen Peter anhängen und den eigenen früheren Bundesrat Arnold Koller aus der Schusslinie nehmen. Das Manöver missglückte. Je unerfahrener, desto besser – nach diesem Motto scheint Amherd ihr Personal auszuwählen, Hauptsache, Parteibuch und Herkunft stimmen. An die Spitze ihrer neuen Cyber-Abteilung setzte sie einen Oberwalliser Bekannten mit rudimentären Fachkenntnissen. Das zentrale Dossier der Kampfjetbeschaffung, «Air 2030», hat sie jetzt in die Hände der CVP-Politikerin Alexandra Perina-Werz gelegt. Die Bernerin ist nicht gerade als Spezialistin für Militärflugzeuge und Verteidigungspolitik aufgefallen.

Anderen Bundesräten würde man ob einer solchen Personalpolitik die Türe einrennen, bei Amherd gilt sie fast als Gütesiegel. Jedenfalls verbreiten fast alle die Mär, die Oberwalliserin habe frischen Wind ins VBS gebracht. *Hubert Mooser*



Umwelt

Grüne Torpedos

Die Schweizer Klimapolitik konzentriert sich auf Debatten über CO₂-Abgaben. Dabei wäre es wichtiger, die saubere Stromproduktion zu erhalten, die auf der Kernkraft beruht.

Von Hans-Ulrich Bigler und Lukas Aebi

In der Frühlingsession, die nächste Woche beginnt, debattiert der Nationalrat erneut über das CO₂-Gesetz. Im Vordergrund stehen dabei Flugticketabgaben und die Frage nach den Kompensationen im In- oder Ausland, aber die Schweizer Politik täte gut daran, sich dabei auch Gedanken über künftige Emissionen aus der Stromproduktion zu machen. Es mutet reichlich paradox an, dass die Schweiz ab 2050 unter dem Strich keine Treibhausgase mehr ausstossen soll und in der gleichen Zeit bis dahin eine wichtige Stütze ihrer beinahe CO₂-freien Stromversorgung aufgeben will.

Ohne Kernenergie würden wir heute die Klimapolitik mit ganz anderen Vorzeichen diskutieren. Als die Schweiz in den 1960er Jahren in die Kernenergienutzung einstieg, notabene unter Federführung eines SP-Bundesrates und mit der offiziellen Unterstützung des Naturschutzbundes, wären die Alternativen Öl- oder Kohlekraftwerke gewesen. Hätten wir uns für fossile Kraftwerke entschieden – was auch zur Debatte stand –, wäre die CO₂-Bilanz der Schweizer Energieversorgung um fast das Doppelte schlechter. Dank der weisen Voraussicht eines Sozialdemokraten und der Umweltschützer damals zählt unser jetziger Stromproduktionsmix zu den saubersten der Welt. Heute liefern Wasserkraft und Kernenergie über 90 Prozent des in der Schweiz erzeugten Stroms. Nicht zuletzt wegen der sauberen und nachhaltigen Stromproduktion erreicht die Schweiz bei der Länderwertung des Weltenergie-Rats regelmässig Spitzenränge.

Fragwürdiger Import

Was vor sechzig Jahren galt, gilt gegenwärtig mehr denn je: Durch den Betrieb der heutigen Schweizer Kernkraftwerke werden nur sehr geringe Mengen CO₂ erzeugt. Würde hingegen der Strom aus den Schweizer Kernkraftwerken mit modernen Gaskombikraftwerken erzeugt, würden diese jedes Jahr gegen zehn Millionen Tonnen CO₂ ausstossen. Das ist ungefähr gleich viel, wie alle Autos in der Schweiz jährlich in die Luft blasen. Dieser Umstand sollte eigentlich in Zeiten von Klimastreiks und apokalyptischen Erderwärmungs-Szenarien zu denken geben. Aber stattdessen gilt der Bau von Gaskombikraftwerken mittlerweile bis weit ins linke Parteienspektrum hinein als valable Option für den

Ersatz unserer Kernkraftwerke am Ende ihrer Laufzeit.

Auch hinter einer Stromimportstrategie als Alternative für die Kernenergie stehen grosse Fragezeichen. Gelingt es nämlich nicht, rechtzeitig genügend Produktionskapazitäten in der Schweiz bereitzustellen, werden wir mit jeder Ausserbetriebnahme eines Kernkraftwerks schrittweise noch viel stärker abhängig von Stromimporten aus dem Ausland, als wir dies heute im Winter bereits sind. Dass die Bereitschaft unserer Nachbarländer, uns diesen



Sicherheit in Krisenlagen: AKW Gösgen.

Strom auch tatsächlich zu liefern, von den stockenden Verhandlungen über ein Stromabkommen mit der EU abhängt, ist nur ein Aspekt der Problematik und dürfte letztlich auf die Kostenfrage hinauslaufen. Noch bedenklicher ist in diesem Zusammenhang der Umstand, dass unsere Nachbarländer in einer ähnlichen Lage sind wie die Schweiz.

Am meisten Strom importiert die Schweiz derzeit aus Deutschland, das bekanntlich bis 2022 auf die Kernenergie und danach in absehbarer Zeit auf Kohlestrom verzichten will. Die sogenannten Stromautobahnen, die Windstrom von der Nordsee nach Süden transportie-

ren sollen, sind noch nicht über das Planungsstadium hinausgekommen. Auch Frankreich will den Anteil der Kernenergie am Strommix herunterfahren. In beiden Ländern haben die Netzbetreiber bereits vor sich abzeichnenden Strommangellagen gewarnt. Es ist demnach alles andere als gegeben, dass die Schweiz einfach bei Bedarf den nötigen Strom aus dem Ausland einkaufen kann.

Auflagen wären kontraproduktiv

In der Kombination mit der Wasserkraft gewährleistet die Kernenergie eine hohe Versorgungssicherheit. Sie kann rund um die Uhr und zu jeder Jahreszeit den Bedarf an Grundlast liefern, damit das Stromnetz stabil bleibt. Die Kernenergie reduziert insbesondere in den kritischen Wintermonaten markant die Abhängigkeit von Lieferungen aus dem Ausland und gibt Sicherheit in Krisenlagen, da Uranbrennstoff einfach und auf kleinstem Raum gelagert werden kann. Das Bundesamt für Bevölkerungsschutz bezeichnet eine anhaltende Strommangellage im Winter als das grösste Risiko für die Schweiz. Die Schäden würden innert Tagen die Milliardengrenze überschreiten.

Zu grossen Teilen auch dank ihrer Kernkraftwerke produziert die Schweiz heute sauberen, beinahe CO₂-freien Strom zu niedrigen und stabilen Strompreisen für die hiesigen Unternehmen, und die günstigen Preise kommen auch der Kaufkraft der Privathaushalte zugute. Der Staat profitiert ebenfalls: Kernkraftwerke generieren Steuern und Dividenden für Kantone und Gemeinden, denn mehr als 80 Prozent des Schweizer Kernkraftparks sind im Besitz der öffentlichen Hand. Ohne Kernenergie müsste die Schweiz entweder Gaskraftwerke bauen und deren CO₂-Ausstoss kompensieren oder grosse Mengen Strom importieren – im Winter zuweilen mehr als die Hälfte des Bedarfs.

Wir sind gut beraten, wenn wir unsere Kernkraftwerke noch so lange wie möglich in Betrieb lassen. Wenn Parlament und Bundesrat den Langzeitbetrieb mit immer neuen Auflagen weiter erschweren, torpedieren sie neben unserer Versorgungssicherheit im Endeffekt also ihre eigene Klimapolitik.

Hans-Ulrich Bigler ist Präsident, Lukas Aebi ist Geschäftsführer des Nuklearforums Schweiz.

Groteske um das Burka-Verbot

Die Burka-Initiative hat im Parlament keine Chancen. Doch statt das Begehren zur Ablehnung zu empfehlen, will man ihm mit einer Gleichstellungsoffensive begegnen. *Von Katharina Fontana*

Es ist gang und gäbe, dass rund um eine Volksinitiative taktiert und mit Gegenvorschlägen operiert wird. Doch was sich in Bundesbern derzeit rund um die Burka-Initiative abspielt, grenzt ans Groteske. Die Ausgangslage ist folgende: Das Egerkinger Komitee um den Solothurner SVP-Nationalrat Walter Wobmann hat 2017 die Initiative «Ja zum Verhüllungsverbot» eingereicht, die das Tragen von Burkas untersagt. In der Bevölkerung dürfte das Anliegen, wie bereits Wobmanns Minarett-Initiative 2009, regen Zuspruch finden; etliche Länder von Frankreich über Dänemark bis Österreich haben bereits ein Verhüllungsverbot erlassen.

Gleichwohl gibt es gute Gründe, die Initiative abzulehnen. Erstens sind nationale Kleidervorschriften ein Unding. Zweitens sollen die Kantone entscheiden, wie sie mit Verhüllungen in der Öffentlichkeit jeweils umgehen wollen. Und drittens tauchen Burkaträgerinnen ausserhalb von touristischen Hotspots ungefähr so häufig auf wie Nacktwanderer, nämlich so gut wie nie; folglich braucht es auch kein flächendeckendes Verbot.

Links-grüner Coup

Diese Meinung teilt auch der Bundesrat. Dennoch empfiehlt er die Initiative nicht einfach kurz und bündig zur Ablehnung, sondern er hat dem Parlament einen indirekten Gegenvorschlag vorgelegt: das «Bundesgesetz über die Gesichtsverhüllung». Mit diesem sollen die Behörden Personen, die ihr Gesicht nicht zeigen, einfacher identifizieren können. Ob das neue Gesetz effektiv etwas bringt, ist allerdings zweifelhaft, da schon heute grundsätzlich die Pflicht gilt, sich gegenüber den Behörden zu identifizieren. Doch offenbar herrscht in der Landesregierung die Meinung vor, ein indirekter Gegenvorschlag, und sei er blosses Placebo, könne helfen, das populäre Volksbegehren an der Urne zu bodigen. Scheitert die Burka-Initiative, tritt der Gegenvorschlag in Kraft – wird sie angenommen, ist der Gegenvorschlag vom Tisch.

In der Wintersession hat nun der links-feministisch erstarkte Nationalrat der Sache einen ganz neuen Dreh gegeben. Er hat nämlich entschieden, den Gegenvorschlag zur Burka-Initiative zu einer eigentlichen Gleichstellungsvorlage umzubauen und mit Änderungen anzureichern, die mit Gesichtsverhüllung nichts zu tun haben. So will er das Ausländer-



So häufig wie Nacktwanderer: Burkaträgerinnen.

gesetz sowie die internationale Entwicklungszusammenarbeit neu speziell auf Fraueninteressen ausrichten – was diese auf die Schnelle beschlossenen Neuerungen konkret bedeuten, welche Folgen sie haben, auch finanziell, weiss man nicht.

Zudem will der Nationalrat gerade auch noch das Gleichstellungsgesetz ausweiten: Der Bund soll neu ermächtigt werden, die Gleichstellung von Mann und Frau «in der Gesellschaft» generell zu fördern. Damit hat die Linke unter gütiger Mithilfe der CVP und eines Teils der FDP einen wahren Coup gelandet. Entsprechend gross war denn auch die Freude bei SP-Nationalrat Cédric Wermuth: Damit werde ein langjähriges Anliegen von Links-Grün, nämlich die «Gleichstellung von Mann und Frau in der gesamten Gesellschaft als Bundesaufgabe» zu verankern, endlich umgesetzt, frohlockte er im Plenum.

Wer darauf hofft, dass der Ständerat diesem Unsinn in der Frühjahrsession ein Ende machen wird, dürfte enttäuscht werden: Auch die vorberatende Kommission hält es für eine prima Idee, aus dem Gegenvorschlag zur Burka-Initiative kurzerhand eine Gleichstellungsoffensive zu fabrizieren und dem Eidgenössischen Gleichstellungsbüro einen Blankocheck auszustellen für gesellschaftserzieherische Tätigkeiten aller Art, die weit über Hilfsangebote für unterdrückte Musliminnen hinausgehen. Daraus folgt: Wer verhindern will, dass der Gegenvorschlag in Kraft tritt und die Gleichstellungsbürokratie weiter zunimmt, muss sich nolens volens für die Burka-Initiative aussprechen. Sie ist das kleinere Übel.

Justiz

Strassburger Streich

Hochrisikoverbrecher könnten frei kommen – im Namen der Menschenrechte.

Gefährliche Gewaltverbrecher gehören unter allen Umständen hinter Gitter und nicht auf freien Fuss, würde man meinen. Wenn es nach dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) geht, ist das aber nicht so sicher. Im vergangenen Dezember hat das Strassburger Gericht die Schweiz gerügt und ihr vorgeworfen, dass für die nachträgliche Sicherheitshaft, wie sie hierzulande praktiziert wird, eine genügende Grundlage fehle. Die Schweiz musste dem Kläger 25 000 Euro Genugtuung bezahlen.

Dieses Urteil des EGMR wollte sich nun ein Vergewaltiger zunutze machen. Er sei unrechtmässig inhaftiert und unverzüglich aus der Sicherheitshaft zu entlassen, verlangte er vor Bundesgericht und berief sich dabei auf den EGMR. Der Mann war wiederholt nachts in fremde Schlafzimmer von Mädchen und jungen Frauen eingedrungen, hatte sie betäubt und sich sexuell an ihnen vergangen. Er wurde zu einer langjährigen Freiheitsstrafe verurteilt, zunächst in eine Therapie gesteckt und soll jetzt verwahrt werden. Bis dahin sitzt er in Sicherheitshaft.

Kantone sind nervös

Das Bundesgericht will verständlicherweise nichts davon wissen, den stark rückfallgefährdeten Sexualstraftäter auf freien Fuss zu setzen. Und es ist über die Einmischung des EGMR aufgebracht wie selten zuvor: Die eidgenössische Regelung zur nachträglichen Sicherheitshaft beruhe auf einer langen, konstanten Rechtsprechung und sei somit menschenrechtlich vollkommen in Ordnung, verteidigt das Bundesgericht die Schweiz in selten klaren Worten.

So einfach dürfte die Sache nicht erledigt sein. Die Kantone sind nervös, da in ihren Einrichtungen etliche Sicherheitshäftlinge sitzen, die auf die Idee kommen könnten, ihren Fall an den EGMR zu ziehen und ihre Freilassung oder saftige Genugtuungszahlungen zu fordern. Mittlerweile beschäftigt das Thema die Politik. Die nationalrätliche Rechtskommission will im Schnellverfahren die Strafprozessordnung ändern, um den EGMR zufriedenzustellen und zu verhindern, dass gefährliche Täter in Freiheit entlassen werden müssen, wie sie schreibt. Man kann das durchaus schräg finden: Die Schweiz ist unter Druck, Hochrisikoverbrecher auf die Bevölkerung loszulassen – im Namen der Menschenrechte. *Katharina Fontana*

Sharons langer Weg zur Frau

Sharon lebte fünfzig Jahre lang als Mann. Heute verkauft sie Utensilien für transsexuelle Männer. Den Hype um Transgender findet die Geschäftsfrau bedenklich.
Von Katharina Fontana

Diskretion ist bei Sharon oberstes Geschäftsprinzip. Wer ihren «Absolutely Special Trade»-Shop sucht, muss seinen Weg selber finden. Werbehinweise gibt es keine, auch das Schild neben der Eingangstüre ist klein und dezent. «Die Hemmschwelle für unsere Kunden ist hoch genug, da wollen wir nicht auffallen», sagt Sharon, als sie uns durch ihren Showroom im Industriequartier im zürcherischen Fehraltorf führt – ausserhalb der normalen Öffnungszeiten, damit wir keinem Kunden über den Weg laufen.

Sharon betreibt ein in der Schweiz einzigartiges Geschäft für transsexuelle Männer – also für genetische Männer, die sich als Frau fühlen und die ihrer als feminin empfundenen Geschlechtsidentität so nahe wie möglich kommen möchten, wie es korrekt heisst. Damit ein Mann als Frau durchgeht, braucht es eine ganze Menge Staffage, wie Perücken und Silikonbrüste. Der Kunde kann bei Sharon zur langhaarigen Blondine, zur lockigen Brünnetten oder zu einem anderen Frauentypus werden, auch bei der Form der Oberweite sind den Wünschen keine Grenzen gesetzt; die Brüste sind entweder selbsthaftend oder werden als Einlage im BH getragen, was die sicherere Variante ist.

Stimme, Mimik, Lachen

Im Sortiment führt Sharon zudem Korsagen, teils mit speziellen Schaumstoffeinsätzen, die aus einem kurvenlosen Männerkörper eine weibliche Silhouette mit Taille formen sollen, oder Hosen mit Gesässpolster, mit denen ein knochiger Hintern Rundungen bekommt. Daneben gibt es spezielle Slips mit nachmodellierter Vagina, die Penis und Hoden kaschieren. Wer seine männlichen Gesichtszüge nicht nur überschminken, sondern komplett verschwinden lassen will, kann zu dünnen Silikonmasken greifen und sich ein anderes Gesicht überstreifen.

Um den Körper möglichst glatt und weich zu machen, können sich die Kunden bei Sharon diversen kosmetischen Behandlungen unterziehen. Sie zeigt ihnen auch, wie sie ihr Gesicht feminisieren, mit Make-up den lästigen Bartschatten überdecken oder den kantigen Kiefer weicher erscheinen lassen können. Ohne Mühen und Strapazen geht es nicht, zudem müssen Transgender, neben der äusserlichen Verwandlung, auch die Stimme, die Mimik, das Lachen oder die Haltung dauernd kontrollieren und Weiblichkeit hineinbringen. Auch das Gehen will gelernt sein: Sharon zeigt in Kursen, wie man sich auf High Heels bewegt. Und nicht zu-



«Ich bin da, wo ich hingehöre»: Transfrau Sharon.

letzt ist sie Anlaufstelle für verzweifelte Seelen: «Wir sind für viele Kunden der einzige Ort, an dem sie ihr Herz ausschütten können.»

Sharon lebte die längste Zeit ihres Lebens als Mann. Erst mit 54 Jahren ging sie in «Transition», wie man sagt. Heute, zehn Jahre später, ist sie eine stattliche kräftige Frau, die ihre beachtliche Grösse noch mit hohen Absätzen betont – blond, sorgfältig geschminkt, heller Teint, markante Gesichtszüge. Während wir uns in ihrem Laden gegenüber sitzen, sie ihre langen Beine unter dem Jupe übereinandergeschlagen hat

und über ihr Leben als Transfrau erzählt, liegt Mops Rocky auf ihrem Schoss und lässt sich von Sharons dunkelrotlackierten Nägeln kraulen.

Vom Mann zur Teilzeitfrau

Sharon wählte nach dem Wechsel zur Frau einen speziellen Vornamen, der der Zäsur in ihrem Leben gerecht werden sollte; sie wollte keine «Andrea» oder «Petra» sein. 1956 wurde sie in Stuttgart als Bub geboren und spürt schon in der Primarschule, dass etwas mit ihr anders ist. Dieses Gefühl begleitet sie durch

ihre Kindheit und Jugend, sie erzählt niemandem davon – hätte auch gar nicht gewusst, wem; Transsexualität ist in den 1960ern noch kein Thema. Aus dem Buben wird ein Mann, der studiert, Wirtschaftsingenieur wird, heiratet und eine Familie gründet. In den 1990er Jahren zieht die Familie wegen des Berufs in die Schweiz, ins Zürcher Oberland.

Von aussen gesehen, läuft das Leben so, wie es sollte, doch in Sharons Innern herrscht Aufruhr. «Auf einer Geschäftsreise im Ausland habe ich mir schliesslich Slip und BH gekauft und mich damit nachts zum Schlafen gelegt. Da habe ich mich einfach so richtig wohl gefühlt, konnte mir aber nicht erklären, warum. Ich war ja ein glücklich verheirateter Mann und hatte ein normales Sexualleben». Erst in ihren Vierzigern kommt Sharon darauf, was dahintersteckt, und verschlingt Fachliteratur. Immer öfter wird sie in stillen Stunden zur Frau, und je echter sie das frauliche Äussere mit Make-up, Perücke, Damengarderobe und falscher Oberweite hinbekommt, desto besser fühlt sie sich.

Transgender seien im falschen Körper geboren, heisst es. Allein, wie fühlt ein Mann, dass er eine Frau ist? Wie will er wissen, wie eine Frau empfindet, wenn die Frauen das selber nicht so genau sagen können? «Es ist ein tiefer Konflikt zwischen dem Körper, den man hat, und der Geschlechtlichkeit, die man spürt», sagt Sharon. «Es gibt leichte Fälle, wo es einem Mann genügt, sich hin und wieder weiblich zu fühlen. In schweren Fällen reicht das aber nicht, solche Männer können schlicht nicht mehr mit ihrem Körper leben.» Das habe nichts mit Fetischismus oder sexuellen Fantasien zu tun, betont Sharon.

Auch könne man das, was in einem Transsexuellen vorgehe, in keiner Weise vergleichen mit einem Menschen, der beispielsweise mit seiner Körpergrösse oder seinem sonstigen Äusseren unzufrieden sei. Das Ganze sei zudem kein Spass: «Ich rate allen Kunden, ihre männliche Rolle zu spielen, solange es ihnen irgendwie möglich ist. Denn der definitive Wechsel vom Mann zur Frau ist ausserordentlich schwierig.» Das Schlimmste für sie selber sei gewesen, «zu akzeptieren, dass ich transsexuell bin und dass man das nicht wegtherapieren kann. Bis ich das annehmen konnte, war es die Hölle.»

Irgendwann kommt der Moment, da Sharon der Familie gesteht, was los ist. Für die Frau und die Kinder ist es ein Schock, sie wollen nichts davon wissen. Man einigt sich darauf, dass der Ehemann und Vater sein Bedürfnis zwischen durch auslebt, dass er zu Hause aber weiterhin in der Männerrolle bleibt. Es ist ein Pendeln zwischen den Geschlechtern, Sharon wird zu einem sogenannten *crossdresser*, einer Teilzeitfrau. Doch auf Dauer geht das nicht. «Es wurde immer schmerzhafter, wenn ich die Kleider ablegen und mich zurückverwandeln musste: Das war nicht ich, was ich da im Spiegel sah – meine Identität lag im wahrsten Sinn des Wortes vor mir auf dem Stuhl.»

Schliesslich macht Sharon dem Hin und Her ein Ende. In der Unternehmensberatung, in der sie arbeitet, outet sie sich, informiert die Kunden und schickt ihnen ein Foto von sich als Frau. Der Wechsel verläuft problemlos, die Kunden bleiben. Sharon lässt sich ihre Transsexualität von einem Facharzt bescheinigen und beginnt mit einer Hormontherapie, die ihren Körper weicher und weiblicher macht. Auch in der Gefühlswelt tut sich einiges. «Ich wurde viel emotionaler, musste bei Spielfilmen, die mich als Mann kaltgelassen hatten, plötzlich weinen. Ich habe auch männliche Eigenschaften auf einmal ganz anders wahrgenommen, und das nicht nur immer positiv.» Schliesslich macht Sharon den letzten Schritt und unterzieht sich der angleichenden Operation zur Frau.

Die Ehe hat gehalten

Mit der Transgender-Gemeinschaft steht Sharon über Kreuz. Drei Jahre lang wirkte sie im Vorstand von Transgender Network Switzerland mit, dann trat sie zurück. Die Vereinigung habe zunehmend einen politischen Anstrich bekommen. Statt sachlich über das Thema zu informieren, sei sie «zu einer linken Aktivistengruppe geworden», mit der sie als rechtsliberal eingestellte Geschäftsfrau nichts am Hut habe.

Dem in den letzten Jahren aufgekommenen Hype um Transgender kann Sharon nichts abgewinnen. Und dass es unter Jugendlichen heute trendig ist, die traditionelle Geschlechterordnung abzulehnen und sich als nichtbinär – als weder weiblich noch männlich – zu deklarieren, findet sie bedenklich. «Häufig steckt nichts anderes dahinter als der reine Protest, man will nonkonformistisch sein.» Auch wenn das Ganze wohl in den meisten Fällen bloss eine Phase sei und vorübergehe, sollte man die Jugendlichen nicht noch darin bestärken, wie dies gewisse Transgender-Aktivist*innen leider täten.

Heute fühlt sich Sharon wohl. «Ich bin da, wo ich hingehöre. Die Leute, die mir begegnen, sehen mich als Frau. Ich habe keine Probleme damit, über mein früheres Leben zu sprechen, will aber auch nicht allen auf die Nase binden, dass ich ein Mann war.» Die Ehe hat gehalten, ihre Vorliebe für Frauen ist geblieben: «Ich kann mit Männern noch heute sexuell nichts anfangen. Meine Frau dagegen ist heterosexuell – insofern befinden wir uns in einer Pattsituation, aus der kommen wir nicht raus. Doch wir sind beide in einem Alter, in dem das Thema Sex nicht mehr im Vordergrund steht.»

Negative Reaktionen im Alltag erlebt sie nicht, dumme Kommentare hört sie keine. «Als wir vor ein paar Jahren umgezogen sind, haben wir uns zuerst schon Gedanken gemacht: Wie sagen wir's den Nachbarn? Wir sind dann den direkten Weg gegangen und haben bei der Vorstellungsrunde im Quartier unsere Situation erklärt.» Niemand habe ein Problem damit gehabt – «die meisten haben wohl gar nicht gewusst, was Transgender bedeutet». ○



Die Bibel

Verzweiflung

Von Peter Ruch

Da sagt Jesus zu ihnen: *Meine Seele ist zu Tode betrübt, bleibt hier und wacht mit mir* (Matthäus 26, 38). Unmittelbar vor seiner Verhaftung ging Jesus mit seinen Jüngern durch den Garten Gethsemane. Er bat Gott, der bittere Kelch des Leidens möge an ihm vorübergehen. Seine Jünger, anstatt ihm an der Schwelle zum Leiden beizustehen, waren eingeschlafen. Jesus war allein. Beim Wort Leiden denkt man zuerst an körperliche Schmerzen, Krankheiten, Verletzungen oder Misshandlungen. Auch davon wurde Jesus nicht verschont. Aber die Leidensgeschichte beginnt mit der Verzweiflung. Damit stellt das Evangelium eine Erfahrung heraus, die vielen Menschen schrecklich bekannt ist. Zwar bleibt sie von aussen unsichtbar und wird meist verschwiegen. Die Ursache der Verzweiflung kann, wie hier, darin bestehen, dass man in der Not von seinen treuesten Gefährten verlassen wird und mit seinen innersten Gefühlen und Regungen einsam dasteht. Die Verzweiflung kann aber völlig grundlos und rätselhaft sein. Das ist höchst beirrend in einer modernen Welt, die für alle Phänomene eine Erklärung und für alle Probleme eine Lösung zu kennen scheint.

Das geht auf Hegel zurück, in dessen Denkgebäude alles seinen Platz hatte. Diesem Welt-, Menschen- und Gottesbild setzte der Däne Søren Kierkegaard zunächst einmal sich selbst entgegen. Kierkegaard war zwar komfortabel aufgewachsen, sah sich jedoch früh der Verzweiflung ausgeliefert. Er studierte Theologie, ohne ins Pfarramt zu gehen. Und er verlobte sich mit der geliebten Regine, ohne sie schliesslich zu heiraten. Er fühlte sich untauglich, aus Verzweiflung, und beschrieb diese als «Krankheit zum Tode». Ihre Qual besteht darin, dass man nicht stirbt und zugleich ohne Hoffnung auf Leben und Vitalität ist. Ob die Verzweiflung ein Vorzug oder ein Mangel sei, fragte sich Kierkegaard. Unerwünscht ist sie auf jeden Fall, also ein Mangel. Gleichwohl ist sie ein Vorzug, weil nur der Mensch ihr verfallen kann. Die Verzweiflung macht ihn aufs Geistige und auf Gott aufmerksam.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.

«Psychiatrische Eigenlogik»

Alle reden über den fremdenfeindlichen Killer von Hanau. Die politische Deutungsmaschine rattert. Wir dringen ins Hirn des Täters ein, legen Deutschland auf die Couch und sprechen mit dem renommierten forensischen Psychiater und Verbrechensexperten, Professor Frank Urbaniok. *Von Roger Köppel*

Herr Urbaniok, steigen wir in die Gedankenwelt des Killers von Hanau ein. Wer war dieser Tobias R.?

Noch sind viele Fragen offen. Ich beziehe mich auf sein 24-seitiges Manifest, das auch eine Art Lebensgeschichte ist. Da kommt seine Persönlichkeit zum Ausdruck, und alle Beobachter gehen davon aus, dass er es wirklich selber geschrieben hat.

Was ist Ihr erster zentraler Befund?

In diesem Manifest zeigt sich eine klare psychiatrische Erkrankung. Die Diagnose lautet: wahnhaftes Störung. Dieser Mann hat einen Wahn, konkret: einen Verfolgungswahn. Ich meine das nicht im übertragenen Sinn, es ist ein schwerer psychiatrischer Befund. Die Symptome sind nicht primär seine schrägen, absurden Einstellungen. Er hat vielmehr das Gefühl, er werde permanent überwacht und beobachtet, 24 Stunden am Tag. Mehr noch: Er fühlt sich nicht nur überwacht, sondern er glaubt, dass die, die ihn überwachen, seine Gedanken lesen und sich in sein Hirn «einklinken» können.

Er schreibt, er habe schon als Baby eine Stimme aus dem Off gehört, die in seinem Hirn drin war.

Ob er das nachträglich so konstruiert, wissen wir nicht, aber er spricht hier von einer für ihn lebenslangen Erfahrung. Das deckt sich mit Erzählungen von Bekannten von ihm, die ihn spätestens in der Jugendzeit als merkwürdig schildern, jemand mit ausgeprägt rassistischen Ansichten, der zum Beispiel mit einer Schreckschusspistole während einer Autofahrt auf Passanten gezielt habe.

Laut Tobias R. manipulierte eine «Schattenregierung» die Menschheit direkt über die Infiltration der Gehirne.

Das steht für ihn fest. Es gibt dunkle, nicht benannte Mächte, die sich in Hirne einklinken, die Gedanken lesen und Menschen manipulieren können – er redet von «Fernsteuerung» –, aber wie das genau funktioniert und ob die Mächte die totale Kontrolle über einen Menschen übernehmen können, darüber ist er sich nicht im Klaren.

Er berichtet von einem Erlebnis, da sei ihm im Traum etwas eingegeben worden.

Die «Schattenregierung» habe ihm sozusagen als Zeichen ihrer Macht demonstriert, dass sie in seinem Hirn sitze.

Das ist eine Schlüsselszene. Er beschreibt, wie er nach dieser angeblichen Machtdemonstration, die er für real hält, aufgewacht sei und gesagt habe: «Das kriegt ihr zurück.» In diesem Satz liegt vielleicht das entscheidende Motiv für das Verbrechen. Das ist die Kerndynamik: Mir reicht's. Ich schlage zurück.

In einer anderen Textpassage schreibt er, seine Gedanken seien von den Manipulatoren abgesaugt und zu Hollywoodfilmen verarbeitet worden. Er sieht sich als geistigen Urheber von ganzen Netflix-Serien, wie zum Beispiel «Vikings». Ausserdem ver-



Alles verschoben und verpeilt: Amokläufer Tobias R.

wirkliche US-Präsident Trump Ideen von Tobias R. Sogar Personalentscheide bei der deutschen Fussballnationalmannschaft seien direkt aus seinem Hirn entnommen und später umgesetzt worden. Er nennt die Namen von Ex-Trainer Jürgen Klinsmann und Team-Manager Oliver Bierhoff.

Das ist ein psychiatrisches Syndrom. Man nennt es «Beziehungsideen». Der Kranke sieht Dinge in der Aussenwelt und denkt: Die haben alle etwas mit mir zu tun. So entdeckt man überall das gleiche Muster. Wenn man so denkt, erlebt man laufend Dinge, die einen im eigenen Wahn tagtäglich bestätigen. Aus Sicht des Betroffenen ergibt sich ein wahnsinnig bedrückendes, stressiges Leben. Aus seiner Sicht hat Tobias R. keine Sekunde Privatheit. Sein Kopf ist offen. Finstere Mächte schauen rein, blicken in seine Gedanken, und wenn er sich bei der Polizei deswegen meldet, machen die nichts, weil sie ja auch manipuliert sind. Das ist al-

les bizarr, aber es ist ein Leben, in dem man extrem unter Druck ist.

Ist Tobias R. ein radikalisierte Verlierer, der aus Ohnmacht zuschlägt?

Nein. Er nimmt diese wahnhaften Bestätigungen vielmehr als Hinweis für seine eigene Wichtigkeit. Er schreibt, die Manipulatoren hätten seine Bedeutung, ja sein Genie erkannt. Und er glaubt, er sei der einzige Mensch, der alles durchschaut hat.

Welche Rolle spielen in seinem Weltbild Frauen und Sexualität?

Es gibt da eine Szene im Manifest, eine Schilderung. Offenbar hat es mit der ersten Frau, für die er sich während des Studiums interessiert hatte, nicht geklappt. Tobias R. sieht den Grund darin, dass er sich von den Eltern der Frau überwacht fühlte. Das löste vermutlich Frustration und Ärger aus. Die Erfahrung mit dieser Frau scheint die wahnhaften Züge stärker ins Zentrum gerückt zu haben. Denn um mit der Situation umzugehen, habe er gemäss seinen Angaben damit begonnen, «mit den unsichtbaren Menschen zu sprechen», damit sie die Überwachung beenden. Inwiefern der Umschlag von Wahn in Gewalt auch mit Frauen und Sexualität zu tun hat, lässt sich aufgrund dieses Manifests aber nicht sagen. Wir haben nur seine eigene Sicht.

Kommen wir auf ein anderes Element seiner Weltanschauung, den Rassismus. In seinem Manifest entwickelt er, ausgehend von Gesprächen mit Kollegen, die schlechte Erfahrungen mit Nordafrikanern und Muslimen gemacht hätten, regelrechte Vernichtungsfantasien in Bezug auf diese Völker. Wie ordnen Sie das ein?

Das ist ein wichtiger Punkt, der sich aber nicht abschliessend beurteilen lässt. Ich wage mal eine Interpretation: Tobias R. schreibt von persönlichen Erfahrungen, die er gemacht habe. Er sei sogar mal Opfer eines Banküberfalls geworden, da seien 90 Prozent der Verdächtigen, die ihm die Polizei gezeigt habe, ausländischer Herkunft gewesen. Er kommt also nicht von einer abstrakten Theorie, sondern von angeblichen persönlichen Erfahrungen, die auf eine wahnhafte Interpretationsstruktur treffen. Diese möglichen persönlichen Erlebnisse werden durch den Wahrnehmungsapparat ins Abstruse übertrieben, wie wenn ein Ton



«Die meisten Leute mit wahnhaften Störungen sind ungefährlich»: Wissenschaftler Urbaniok.

in einem kaputten Hi-Fi-Gerät um das Tausendfache verstärkt und verzerrt wird. **In den Medien wird Tobias R. als Verschwörungstheoretiker bezeichnet.**

Der Begriff ist in diesem Zusammenhang falsch. Der Verschwörungstheoretiker ist näher an der Realität. Tobias R. ist losgelöst von der Realität. Die Vorstellung, dass die eigenen Gedanken gelesen, manipuliert und von Menschen ferngesteuert werden können, geht weit über eine herkömmliche Verschwörungstheorie hinaus. Tobias R. hat einen komplett gestörten Wahrnehmungsapparat. Das ist alles massiv verschoben und verpeilt.

Können politische Aussagen, zum Beispiel von rechten Parteien wie der AfD, einen Verrückten zusätzlich aufhetzen, aufmunitionieren?

Natürlich ist es möglich, dass Stimmungen und Aussagen aus der Politik in dieses verschobene Denken hineinschwappen und es noch zusätzlich triggern. In seiner Wahrnehmung aber wird das vollkommen irre, ins Abstruse überdreht. Sein Hauptproblem ist die wahnhafte Verarbeitung, nicht eine theoretische ideologische Ausrichtung. Die irrsinnigen rassistischen Vorstellungen von Tobias R. sind entscheidend durch seine wahnhafte Verarbeitung geprägt.

Tobias R. wurde bereits mit Anders Breivik verglichen, dem Norweger, der vor ein paar Jahren Dutzende von jungen Sozialdemokraten erschoss in deren Sommerlager. Der sah sich als eine Art Kreuzritter gegen den Untergang des Abendlandes. Ist die Gleichsetzung mit Tobias R. legitim?

Bei Breivik scheint eine stärkere, am Links-rechts-Schema orientierte ideologische Systematik eine Rolle gespielt zu haben, die militante Verschwörungstheorie. Bei Tobias R. ist der Wahn die Grundlage, in den einzelne politische Bruchstücke hineinspielen. Was beiden allerdings gemeinsam ist, ist die Beschäftigung mit Strategien, mit der Durchsetzung von Plänen, die helfen sollen, die Welt zu retten. Das Militärische ist bei beiden drin, und da sieht man auch die Gefährlichkeit. Es gibt Leute mit einem Wahn, die werden nie gewalttätig, im Gegenteil. Aber das militärische Element im wahnhaften Denken ist ein Alarmzeichen.

Anders als Breivik offenbart Tobias R. auch eine Art spirituelle Dimension. Er schreibt voller Überzeugung vom «grossen Rätsel», das er lösen wolle. Da geht es darum, in eine Zeitschleife einzusteigen, um an den Ursprung der Welt zu kommen. Denn, so seine kranke Gedankenwelt, am Anfang sei die Erde falsch aufgegleist worden, man müsse gleichsam

am Ursprung den Fehlversuch der Schöpfung korrigieren.

Da löst er sich dann vollends von der Realität. In diesem Zusammenhang haben auch seine rassistischen Gedanken eine spezielle Funktion. Für ihn ist nicht erwiesen, ob die Menschheit wirklich ein Erfolgsmodell ist. Deshalb muss – immer in seinen Gedanken – der Fehlversuch der Geschichte durch eine Zeitreise korrigiert werden. Und damit diese Zeitreise überhaupt gelingen kann, müssen vorher die unfähigen Völker beseitigt werden. Selbst sein Rassismus ist in einem wesentlichen Aspekt ausserhalb jeder realen Politik in eine wahnhafte Denkstruktur eingebettet.

Wie und warum kippt der Wahn in die Gewalt? Hätte man es vorhersehen und allenfalls verhindern können?

Das ist eine offene Frage. Wir wissen es noch nicht. Aus dem Text geht die unmittelbare Gewaltbereitschaft nicht hervor. Es gibt das Element des Militärischen, des Strategischen, den Hass auf bestimmte Gruppen

«Ich sehe Populisten und Extremisten als eine Gefahr für die Demokratie.»

und anscheinend auch einen besonderen Bezug zu Waffen. In Kombination mit einem Verfolgungswahn sind das sehr ungünstige Faktoren. Aber man muss jeden Einzelfall sorgfältig analysieren, um Risiken zuverlässig zu erkennen. Eine einfache Checkliste gibt es nicht. Wichtig ist auch: Die meisten Leute mit wahnhaften Störungen – und es gibt viele – sind ungefährlich. Wir dürfen hier nicht in eine Hysterie verfallen.

Nun beobachten wir in Deutschland die grosse Angst, dass rechte Parteien wie die AfD das öffentliche Klima vergiften und allenfalls doch eine Atmosphäre schaffen, in der gewalttätige Übergriffe wahrscheinlicher werden. Was sagen Sie – als Psychiater – zu dieser Befürchtung?

Ich halte die Diskussion für absolut berechtigt. Ich finde auch, die AfD grenzt sich ungenügend von rechtsextremen Personen und

Positionen ab. Das gehört auf die politische Tagesordnung, gerade für eine AfD. Es gibt in Deutschland genügend Beispiele, an denen sich das Thema linker oder rechter politischer Gewalt diskutieren liesse. Der Kampf gegen extremistische Gewalt sollte oberste Priorität haben. Nur finde ich es problematisch, wenn man den Fall von Hanau in diese sehr berechtigte und wichtige Debatte hineinbiegt. Tobias R. ist nicht *der* rechtsextreme Terrorist, der eine politische Bewegung repräsentiert. Das ist die falsche Gewichtung, die psychiatrische Problematik dominiert.

Sie kritisieren die Instrumentalisierung dieses Falls.

Es ist eine Instrumentalisierung, keine Frage. Ich erachte sie als unnötig, vor allem aber als schädlich. Denn die Leute, die das tun, schaden damit ihrer eigenen Glaubwürdigkeit. Ich sehe Populisten und Extremisten – egal, ob von rechts, links oder religiöse Fundamentalisten – als eine Gefahr für die Demokratie. Politiker, die diesen Fall als Beispiel gegen Populisten wenden, machen aber genau das, was sie den Populisten vorwerfen: Instrumentalisierung, Polarisierung und Emotionalisierung.

Der deutsche Innenminister Horst Seehofer bezeichnet Tobias R. trotzdem als einen «rechtsextremen Terroristen».

Der Akt hat von seinen Auswirkungen her terroristische Züge. Es ist ein grauenhaftes und schockierendes Verbrechen. Es gibt auch starke rassistische Elemente. Eindeutig. Aber ich glaube nicht, dass dieser Mann primär ideologisch motiviert war. Beim Täter mag es ideologische politische Einflüsse und Einwirkungen gegeben haben. Das ist möglich. Aber Tobias R. handelt nicht aus einer politischen Ideologie heraus mit Berührungspunkten zu politischen Parteien. Er kommt aus einer psychiatrischen Eigenlogik, nicht aus der Welt der Parteiprogramme. Ich sehe keine direkte Linie zu organisierten Parteien und ihren Wertewelten. Der Täter sagt ja selber, er sei der Einzige, der alles durchschaut hat.

Legen wir nach dem Täter nun das Land auf die Couch: Viele Kommentatoren sehen die deutsche Demokratie in Gefahr nach Hanau und anderen Vorfällen. Was sagen Sie als

Daher sagte ich, dass folgende Völker komplett vernichtet werden müssen: Marokko, Algerien, Tunesien, Libyen, Ägypten, Israel, Syrien, Jordanien, Libanon, die komplette saudische Halbinsel, die Türkei, Irak, Iran, Kasachstan, Turkmenistan, Usbekistan, Indien, Pakistan, Afghanistan, Bangladesh, Vietnam, Laos, Kambodscha bis hin zu den Philippinen.

Und dies wäre erst die Grob-Säuberung. Danach muss die Fein-Säuberung kommen, diese betrifft die restlichen afrikanischen Staaten, Süd- und Mittelamerika, die Karibik und natürlich das eigene Volk.

Wobei ich anmerkte, dass nicht jeder der heute einen deutschen Pass besitzt reinrassig und wertvoll ist; eine Halbierung der Bevölkerungszahl kann ich mir vorstellen.

«Halbierung der Bevölkerungszahl»: Auszug aus dem 24-seitigen Manifest des Mörders Tobias R.

Deutsch-Schweizer und als Psychiater zu dieser Angst?

Jetzt sind es die Mitte-links-Parteien, die Hanau gegen die AfD in Stellung bringen. Das ist genauso falsch wie im letzten Sommer, als Schweizer Rechtspopulisten und die AfD den Fall dieses geistesgestörten Eritreers aus Wädenswil, der in Frankfurt Menschen vor den Zug stieß, als Folge einer falschen Asylpolitik bezeichneten und zum Tribunal gegen Merkel vereinbarten. Die Ausbreitung dieser populistischen Muster auf allen Seiten beunruhigt mich. Da wird mit der Demokratie, die vom echten Austausch der Argumente lebt, Schindluderei betrieben.

Ist es nicht so, dass alle Parteien und Regierungen immer schon alles für ihre Zwecke instrumentalisierten? Die einen machen es einfach besser und wahrhafter. Die Leute durchschauen den Unsinn.

Mag sein. Es gibt aber aus meiner Sicht einen graduellen Unterschied. Populistische und extremistische Parteien vertreten das Prinzip «Der Zweck heiligt die Mittel» in ihrer Propaganda hemmungs- und skrupelloser als die Parteien des üblichen demokratischen Spektrums. Aber propagandistische Instrumentalisierung ist generell weit verbreitet. Und sie ist schädlich. So wie auch diese offenkundigen Instrumentalisierungen von Hanau und auch von Frankfurt schaden. Damit zerstört man die Glaubwürdigkeit der eigenen Argumentation. Beim Thema Rechtsextremismus stört es mich besonders. Denn es gibt in Deutschland tatsächlich ein bedrückendes Problem mit rechtsextremer Gewalt. Man sollte daher in diesem Zusammenhang nicht falsche Beispiele ins Feld führen, nur um des Effekts willen.

Ist die deutsche Demokratie heute in Gefahr?

Die Demokratie ist nie etwas Selbstverständliches, sie ist zerbrechlich. Das deutsche Volk hat beim Untergang der Weimarer Republik erlebt, dass polarisierte Sprache und hemmungslose Propaganda die Demokratie schwächen und zum Einsturz bringen können, von rechts wie von links. Es ist richtig und nachvollziehbar aus historischen Gründen, dass Deutschland speziell in Bezug auf rechten Extremismus besonders wachsam ist. Aber ich sehe noch eine andere Gefahr.

Welche?

Wer falsch über den Fall Hanau redet, kommt zu falschen Lösungen. Eine Forderung lautet, man brauche jetzt mehr Polizisten. Nichts gegen mehr Polizisten, aber in diesem Fall helfen Polizisten nicht weiter. Was es für solche Fälle braucht, sind die Früherkennung psychiatrisch schwergestörter Menschen und die Beurteilung möglicher Risiken.



«Unnötige Instrumentalisierung»: nach dem Anschlag in Hanau am 22. Februar.

Wie erklären Sie, dass ein Schwerstgestörter wie Tobias R. anscheinend lange ein so unauffälliges, normales Leben führte? Ist das nicht ungewöhnlich?

Nein. Der Begriff Normalität ist dehnbar. Menschen sind anpassungsfähig. Man sieht oft nur die Spitze des Eisbergs. Die Auffälligkeit kann sehr versteckt sein, vor allem wenn Krankheitssymptome und intakte psychische Fähigkeiten nebeneinander bestehen.

Sie schreiben zurzeit ein Buch, in dem Sie auch auf die politische Situation in Deutschland eingehen. Was ist die These?

Darwin schlägt Kant.

Interessant. Was meinen Sie damit?

Ich setze mich kritisch mit dem kulturhistorischen Verstandesbegriff auseinander. Gerade in der Aufklärung hat man uns beigebracht, unser Verstand sei dazu da, die Wirklichkeit möglichst differenziert zu erkennen. Daraus resultiere dann auch ein humanistisches Leben. Das ist ein Missverständnis. Der Verstand ist durch die Evolution darauf codiert, uns beim Überleben zu helfen. Er produziert Irrtümer, die aber nützlich für das Überleben sind. Das dekliniere ich für viele gesellschaftliche Bereiche durch. Mit der Schlussfolgerung: Aufklärung und Humanismus sind keine Selbstläufer.

Und wie kommt Deutschland da rein?

Mich beschäftigt der Aufstieg populistischer Parteien mit einer wutgeprägten, ausgrenzenden Politik. Die Demokratie, verstanden auch als massvolle Diskussion über Sachfragen, ist weltweit auf dem Rückzug. Das ist besorgniserregend. Kritisch setze ich mich mit extremistischen Parolen auseinander. Nach meiner Deutung sind die aber auch eine Folge des Versagens der etablierten Diskussions- und Medienkultur. Indem zum Beispiel die Medien eine Art «weiche Zensur» betreiben – wir schreiben nicht, wie es ist, sondern, wie es sein soll –, schaffen sie Angriffsflächen für Populisten und Extremisten. Damit werden Themen, die viele Menschen bewegen, den

Vereinfachern und Agitatoren überlassen.

Das ist aus meiner Sicht falsch und gefährlich.

Heute wirkt alles sehr polarisiert. Warum?

Insbesondere im Internet sind viele mit Schaum vor dem Mund unterwegs. Ich erlebe es selber. Weil ich in der «Tagesschau» den Täter nicht als Rechtsterroristen bezeichnete, empörte sich ein Zuschauer heftig. Sein Argument: Der AfD-Politiker Jörg Meuthen habe das Gleiche gesagt wie ich. Wenn nur noch der Absender zählt und nicht mehr der Inhalt, dann ist man mit dem demokratischen Diskurs am Ende.

Ist die Polarisierung pathologisch?

In der Parteipolitik ist das normal. Die Beurteilung von Sachaussagen nach dem Absender vereinfacht die Beurteilung. Es bedient die Bequemlichkeit und das Gefühl, man wisse, wie die Welt funktioniert.

Welchen Umgang mit der für viele irritierenden AfD empfehlen Sie, als Psychiater?

Man soll dort ganz klar Stellung beziehen, wo es Abdriftungen ins Rechtsextreme, ins Fremdenfeindliche gibt. Das ist streng zu verurteilen. Gleichzeitig sollte man die sachlich berechtigten Anliegen, hinter denen oft reale Probleme stehen, mit kühlem Kopf diskutieren. Ich erwähne in meinem Buch zum Beispiel das Thema der zum Teil massiv überrepräsentierten, politisch und medial aber kleingeredeteten Ausländerkriminalität in Deutschland. Man vernebelt das Thema, weil man Angst davor hat, rassistische Vorurteile zu fördern. Das aber ist die falsche Strategie. Der Mainstream darf heikle Themen nicht den Hetzern, den Rassisten und Populisten überlassen. Sonst produziert er den Populismus, den er verhindern will.

Frank Urbaniok ist ein deutsch-schweizerischer forensischer Psychiater und war von 1997 bis 2018 Chefarzt des Psychiatrisch-Psychologischen Dienstes Zürich. In dieser Zeit systematisierte er die kantonale Gerichtspsychiatrie und entwickelte ein inzwischen international genutztes Prognoseinstrument für die Risikobeurteilung von Straftätern.

Der Fluch der Fledermaus

Warum gehen so viele der neueren Viren auf Fledermäuse zurück? Das Coronavirus ist bei weitem nicht der erste Krankheitserreger, den sie auf uns übertragen haben. *Von Matt Ridley*



Fliegende Schleudern ehrgeiziger Viren.

Ich bin kein Nostradamus. Doch vor zwanzig Jahren wurde ich beauftragt, ein Buch über Krankheiten im neuen Jahrtausend zu schreiben. Ich sagte voraus, dass eine allfällige neue Pandemie nicht durch ein Bakterium oder einen tierischen Parasiten, sondern durch ein Virus verursacht werde und dass wir dieses von einem wildlebenden Tier erwischen würden. «Ich tippe auf Fledermäuse», schrieb ich damals. Unterdessen wissen wir, dass eine Fledermaus Wirt und Ursprung des neuen Coronavirus Covid-19 ist und dass dieses vermutlich auf einem Markt mit lebenden Tieren in Wuhan auf Menschen übergesprungen ist.

Das ist nicht die erste Krankheit, die wir Fledermäusen verdanken. Tollwut geht möglicherweise auf Fledermäuse zurück. Das Gleiche gilt und galt für Ebola, das in der Regel dann ausbricht, wenn Menschen in Kontakt mit Fledermaus-Unterschlüpfen in Höhlen, Bäumen oder Häusern gekommen sind. Das dem Ebolavirus ähnliche Marburgvirus,

an dem erstmals 1967 Menschen in Deutschland starben, ist, wie man heute weiss, ebenfalls ein Fledermausvirus. Seit 1994 ist das Hendravirus gelegentlich von australischen Flughunden auf Pferde und selten auf Menschen übergesprungen, dann allerdings mit tödlichen Folgen. Seit 1998 hat ein anderes Flughundvirus, Nipah, vor allem in Indien und Bangladesch Menschen umgebracht. Sars, das sich 2003 in China ausbreitete, stammt von Fledermäusen, möglicherweise auf dem Umweg über Zibetkatzen. Ebenso Mers, auch ein durch Fledermäuse übertragenes Coronavirus, das seit 2012 im Nahen Osten Hunderte von Menschen und Kamelen umgebracht hat.

Tendenz zu weniger Bösartigkeit

Bei all diesen Viren ist die Sterblichkeit hoch, doch sie werden nicht leicht von einer Person auf eine andere übertragen. Bei Covid-19 verhält es sich umgekehrt: Es ist hochansteckend,

aber selten tödlich. Es gibt einen guten Grund für diesen Ausgleich zwischen Ansteckungsgefahr und Bösartigkeit, und um diesen zu begreifen, versetzt man sich am besten in ein Virus hinein. Im Ganzen lässt sich sagen, dass neue Krankheiten, die nicht durch Insekten, schmutziges Wasser oder Sex übertragen werden, zu weniger grosser Bösartigkeit tendieren, wenn sie sich weit ausbreiten.

Die rund 200 verschiedenen Rhino-, Adeno- und Coronaviren, die Erkältungen verursachen, haben ein Interesse daran, uns nicht vollkommen lahmzulegen oder gar umzubringen. Sie möchten vielmehr, dass wir uns hustend und niesend zur Arbeit schleppen oder an Partys möglichst viele Menschen küssen oder ihnen die Hand schütteln. So verbreiten sich harmlosere Virenstämme weiter als besonders bösartige und verdrängen diese mit der Zeit. Ebenso können Fledermäuse Träger von Covid-19 sein, ohne daran zu sterben.

Malaria indes möchte, dass wir uns in ein dunkles Zimmer legen und delirieren, so dass wir Mücken anziehen, aber sie nicht bemerken. Herpes, Syphilis sowie HIV – die schlimmste neue Infektionskrankheit der letzten Jahrzehnte und eine, die von Schimpansen auf uns übersprungen ist – klingen ab und halten sich gern monate- oder jahrelang verborgen, in der Hoffnung, dass wir uns neuen Sexualpartnern zuwenden. Die Evolution ist ein hinterhältiger Feind.

Warum sind Fledermäuse die Ursache so vieler der neueren Zoonosen (das ist ein hochgestochenes, aus dem Griechischen stammendes Wort für Infektionskrankheiten, die von Tieren auf Menschen übertragen werden)? Erstens: Fledermäuse sind Säugetiere, das heisst, sie sind nahe genug verwandt mit uns, dass manche ihrer Viren in unseren Körpern gedeihen. Ein Virus, das in einem Fisch oder einem Vogel lebt, wird mit weniger grosser Wahrscheinlichkeit einen Menschen befallen – die grosse Ausnahme ist hier das Grippevirus, das wir auf dem Umweg über Schweine von Enten erwischen. Zweitens: Fledermäuse sind nie domestiziert worden. Die Krankheiten von Kühen, Schweinen und Hunden haben wir im Ganzen schon durchgemacht: Masern, Pocken, Milzbrand und Tuberkulose waren alles «Geschenke» unserer Haustiere.

Drittens: Im Gegensatz zu den meisten Säugetieren leben Fledermäuse in riesigen Gruppen – genau wie wir. Deshalb sind sie Wirte von Viren, die durch flüchtige Kontakte übertragen werden. Tiger beispielsweise begegnen so wenigen anderen Tigern und so selten, dass sie miserable Wirte für ehrgeizige Viren wären. In der Bracken Cave in Texas hausen um die zwanzig Millionen mexikanische Bulldoggfledermäuse, also ähnlich viele wie Menschen in Mexico City. Mancherorts befinden sich auf 900 Quadratzentimetern bis zu 500 Jungfledermäuse. Für ein Virus ist das ein Schlemmerbuffet.

Sars-Verwandte

Aber warum geschieht das alles gerade jetzt? Auch das lässt sich leicht beantworten. Nicht wegen des Klimawandels oder der Zerstörung der Urwälder: Seit Jahrhunderten leben Fledermäuse ebenso in Glockentürmen wie in hohlen Bäumen. Sondern weil wir heute so dicht beieinander leben und so viel reisen. Mit einer Bevölkerung von 7,7 Milliarden Menschen, von denen viele weite Reisen unternehmen, sind wir ein verlockendes Ziel. Wie ich vor zwanzig Jahren geschrieben habe: «Ein Erreger, der uns kolonisierte, würde unermesslich reich be-

lohnt. Er würde rasch zu einer der erfolgreichsten Mikroben der Geschichte.» Es ist wahrscheinlich, dass auch früher schon viele Menschen an Krankheiten starben, die durch Fledermäuse übertragen wurden. Aber diese Epidemien endeten, weil damals Dörfer klein waren und kaum weite Reisen unternommen wurden.

Vermutlich haben uns Fledermäuse aber nicht direkt mit Covid-19 angesteckt. Die RNA-Sequenz des Virus (die RNA ist eine Verwandte der DNA) bei Menschen ist zu 96 Prozent dieselbe wie die, die man 2013 auf der Suche nach dem Sars-Erreger bei einer Fledermaus in Yunan gefunden hatte. Das deutet darauf hin, dass die beiden Viren vor mindestens 25 Jahren einen gemeinsamen Vorfahren hatten. Die Schuppentierversion des Virus dagegen ist zu 99 Prozent gleich wie die unsere.

Neue Waffen

Schuppentiere werden vor allem aus Malaysia nach China importiert; es könnte also auf dem Markt von Wuhan welche gegeben haben, die das Virus von Fledermäusen erwischte hatten. Schuppentiere sind weltweit vom Aussterben bedroht, weil sie in China so begehrt sind.



Tiermarkt in Wuhan.

Fledermäuse leben in riesigen Gruppen – genau wie wir.

Glücklicherweise macht uns die moderne Welt nicht nur zu verlockenden Zielen neuer Krankheiten, sondern stellt uns auch neue Waffen zu deren Bekämpfung zur Verfügung. Es brauchte Jahre, bis das Genom von HIV sequenziert werden konnte, noch Wochen für die Sequenzierung des Genoms von Sars und lediglich Tage für diejenige des Genoms von Covid-19. Wir vermögen also Krankheiten schneller zu diagnostizieren als früher, und es besteht die Möglichkeit, dass bald schon ein Impfstoff erhältlich sein wird; Quarantänen und eine strenge Isolation Erkrankter könnten dafür sorgen, dass das Virus sich nicht weltweit ausbreitet. Sollte es dies dennoch tun, würde seine Bösartigkeit vermutlich sinken. Das ist ein schlechter Trost für die, die trotzdem sterben, aber es bedeutet, dass nicht Milliarden umkommen werden.

Aber können wir einstweilen bitte zwei offensichtliche Konsequenzen daraus ziehen? Erstens: Keine wildlebenden Tiere mehr auf Märkte bringen, schon gar nicht lebend, denn Viren überleben nicht lang in Kadavern, sogar wenn diese nicht gekühlt werden. Ohnehin ist das Tierquälerei. Zweitens: Bleiben wir Fledermäusen fern. Und vor allem: Essen wir keine Fledermäuse.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer
Dieser Artikel erschien zuerst im *Spectator*.

Konsum

Glückskeks

Wenn ein Biskuit von Oreo auf die Mode von Supreme trifft, blüht der Handel.



Rares Gut.

Oreo, der Sandwich-Keks, welcher laut Studien so «süchtig wie Morphium und Kokain» machen soll, lässt derzeit die Margen im Drogenhandel wie finanziellen Kinderkram aussehen: Der Keks des Anstosses ist rot, die Füllung weiss, auf einer Seite steht anstelle von «Oreo» «Supreme», und auf Ebay ist das aktuelle Gebot pro Packung, welche für 8 Dollar in den Handel ging, gerade bei 92 200 Dollar. Hey, da sind immerhin drei Kekse drin!

Kein Scherz, die Kollaboration zwischen Supreme und Oreo ist echt und die Aufregung so gross wie einträglich. Man kennt das Konzept aus der Kunst, ein «Objet trouvé» (frz. «gefundenen Gegenstand») wird ohne oder mit wenig Bearbeitung zum Kunstwerk erhoben, diese Begehrlichkeiten schafft Supreme seit Jahrzehnten, indem es das berühmte Box-Logo in limitierter Auflage auf Alltagsgegenstände klatscht: Supreme-Feuerlöscher, Supreme-Mundharmonika, Supreme-Brecheisen, Supreme-Hundenapf oder Supreme-Backstein.

Gedealt wird hier mit Coolness, ein rares und schnell verderbliches Gut, umso erstaunlicher, wie lange sich Supreme schon hält: 1994 eröffnete der Brite James Jebbia, der vom Surfwear-Label Stüssy kam, einen kleinen Skate-Shop in New York City. Ich war damals zwanzig, hing mit Skatern rum, und während Stüssy was für Weicheier war, galt Supreme vom ersten Moment an als «real», was einem Ritterschlag gleichkam.

Der Name ist Programm, heute dominiert Supreme die Rangliste der einflussreichsten Streetwear-Marken aller Zeiten und wird auf eine Milliarde US-Dollar geschätzt. Auch wenn es um die Online-Suche nach gefälschten Modemarken geht, führt Supreme die Liste an. Die Oreos sind Teil des neuen sogenannten Drops; jeden Donnerstag, 12 Uhr, warten weltweit Millionen Teenager unruhig auf den «Supreme Drop», den Zeitpunkt, an dem die Ware online geht – nach 15 Sekunden ist der Spuk jeweils vorbei und alles weg. Die Gewinner verkaufen weiter, die Verlierer ersteigern. Und die dazwischen tragen und fühlen sich ein wenig erhaben. Fragt sich jetzt: Wer isst die Supreme-Oreos zuerst? Aufmerksamkeit ist gewiss. Ich tippe auf Musikvideo und Gangster-Snack. *Dominique Feusi*

Valium fürs Volk

Die Familie Sackler befreite mit ihrem Pharma-Unternehmen jahrzehntelang viele Amerikaner von Ängsten und Schmerzen. Wegen eines süchtig machenden Arzneimittels fiel der Clan in den USA in Ungnade. Kürzlich tauchte die illustre Familie unter Schlagzeilen in der Schweiz auf. *Von René Lüchinger*

Es ist dies eine typisch amerikanische Geschichte einer amerikanischen Familie namens Sackler. Drei Söhne eines vor dem Ersten Weltkrieg aus der Ukraine und Polen eingewanderten jüdischen Lebensmittelhändlers wuchsen in Brooklyn während der Depressionsjahre in bescheidenen Verhältnissen auf. Alle drei studierten Medizin. Hatten beruflichen Erfolg. Kletterten in der *Forbes*-Liste der reichsten Amerikaner mit einem Vermögen von 13 Milliarden Dollar bis in die höchsten Sphären hinauf. Natürlich wurden sie von der besseren Gesellschaft New Yorks hofiert. Und natürlich betätigten sich die Sacklers als überzeugte amerikanische Patrioten auch als grosszügige Spender. Im Metropolitan Museum of Art (Met) etwa gibt es seit 1978 einen imposanten Sackler-Flügel mit jahrtausendealten ägyptischen Kunstschatzen, «selbst ein Denkmal für eine der grossen philanthropischen Dynastien Amerikas», urteilte das Magazin *The New Yorker*.

Chalets in Gstaad

Jetzt aber hat der Chef des Met plötzlich ein Problem mit dem Geld der Sacklers. Zurückgeben will er natürlich nichts. Auch nicht den nach ihnen benannten Flügel im Met auf einen unverfänglichen Namen umtaufen. Aber Geschenke, die nicht im Interesse der Öffentlichkeit oder des Museums seien, liess er vor einigen Monaten in gewundenen Worten verlauten, würden nicht mehr angenommen – ganz besonders dann, wenn die Spenderbatzen von Mitgliedern der weitverzweigten Sackler-Familie stammten, die direkt mit dem Pharmaunternehmen Purdue verbandelt seien, von dem das Schmerzmittel Oxycontin entwickelt worden ist: ein Opioid-Präparat, verwandt mit Heroin, das jahrelang völlig legal in grossem Stil verschrieben und vertrieben worden ist und jetzt hauptsächlich verantwortlich gemacht wird für die sogenannte Opioid-Krise in den USA. Seit nun als erster US-Bundesstaat Massachusetts acht Personen des Sackler-Clans direkt mit einer 275-seitigen Sammelklage eingedeckt hat, ist alles toxisch, was mit diesem Namen in Verbindung gebracht wird.

Einer davon: Mortimer David Alfons Sackler, Sohn des gleichnamigen Firmenpatrons aus zweiter Ehe. Sein Name steht auf der Klageschrift des Superior Court des Commonwealth of Massachusetts vom 31. Januar 2019, und nun soll er zusammen mit seiner Frau Jacqueline vor der zu erwartenden Klagewelle in der Heimat ins schweizerische Gstaad geflüchtet



Flucht in die Schweiz? Mortimer David Alfons Sackler mit Gattin Jacqueline.



Unheilvolle Melange: Protest vor dem Purdue-Hauptsitz in Stamford, Connecticut.

sein, wie internationale und schweizerische Medien aufgeregt berichten. Im Berner Oberland besitzt die Familie seit geraumer Zeit zwei Chalets, und dort ist auch der Vater des nun Angeklagten vor einem Jahrzehnt ver-

storben. Der *Berner Oberländer* hat das mediale Nervenflattern vergangenen Samstag allerdings wieder etwas gedämpft und geschrieben, was die Sacklers laut einem Sprecher der Familie in Gstaad umtreibt: Sie wollen dort

den Winter genießen und später wieder nach Amerika zurückkehren.

Kein Wunder. Es gibt für die Sacklers weltweit kein Versteck mehr, seit in der Anklage steht: «Acht Mitglieder einer einzelnen Familie trafen Entscheidungen, die den Grossteil der Opioid-Epidemie auslösten», und dass sie über ein «illegales Betrugsnetzwerk davon profitiert» hätten. Mittlerweile sehen sie sich 2000 Klagen gegenüber. Bundesstaaten, Städte und Landkreise fordern von der Firma rund zehn Milliarden Dollar zurück – Gelder, die sie im Kampf gegen Opioid-Abhängigkeit und Überdosierung ausgegeben hatten, die innert zweier Jahrzehnte über 400 000 Amerikaner in den Tod getrieben haben sollen. Angesichts dieser Klagewelle hat die Sackler-Firma inzwischen Insolvenz nach Chapter 11 beantragt, wodurch die Besitzerfamilie ihre Eigentümerschaft aufgeben und die Klagen mit einem Vergleich beenden könnte.

Es gäbe freilich auch eine zweite Lesart dieser Geschichte. Sie handelt «von einer Überdosis Gier», wie der *Spiegel*-Korrespondent Johann Grolle in einem Essay über die «Drogenepidemie in Amerika» schreibt. Darin involviert sind neben Unternehmern wie den Sacklers Zulassungsbehörden, Vertreter, Ärzte – und Patienten,



«Geschenk der Natur»: Mediziner Raymond, Arthur und Mortimer Sackler.

ten, die in einem Land praktisch ohne Arbeitnehmer- und Gesundheitsschutz lieber Schmerzkiller schlucken als das Risiko einzugehen, wegen schmerzbedingter Abwesenheit vom Arbeitsplatz ihren Job zu verlieren. Diese unheilvolle Melange produziert dann eine Opioid-Seuche «der sehr amerikanischen Art», urteilt Grolle, «hervorgebracht hat sie der hiesige knallharte Kapitalismus. Der in diesem Fall im wahrsten Sinn über Leichen gegangen ist.» Dies in einem Land, das Siegertypen liebt und Schattengewächse der Gesellschaft lieber verdrängt.

Diese Version der Geschichte liest sich dann so: Arthur Sackler, der älteste der Sackler-Brüder, nahm im Jahre 1942 einen Job als Texter bei der kleinen, auf medizinische Produkte spezialisierten Werbeagentur William Douglas McAdams an. Wenige Jahre später übernahm er die Agentur und setzte auf eine neuartige Vermarktung von Medikamenten, bei der ein neues Pharmaprodukt nicht nur den Patienten, sondern auch den verschreibenden Arzt verführen muss. Die 1950er Jahre, als amerikanische und europäische Forschungslabors unzählige neue Arzneimittel ausspuckten, waren gute Zeiten für eine neue Form der sogenannten Gesund-

heitswerbung, und Arthur Sackler war keineswegs der Einzige, der darauf setzte. Er war lediglich jener Werber, der als Mediziner den Ärzten auf Augenhöhe begegnen konnte. Diese empfahlen die von ihm beworbenen Produkte, lasen die von ihm bezahlten Studien, die natürlich wiederum zu positiven Ergebnissen kamen. So wurde Valium, 1963 vom Basler Pharmakonzern Roche auf den Markt gebracht, dank Arthur Sackler zum ersten verschreibungspflichtigen Blockbuster mit über einer Milliarde Dollar Umsatz. Eine praktische Tablette, einsetzbar gegen vielfältige Beschwerden hauptsächlich der Frauen, von Sodbrennen bis Schlaflosigkeit, unsterblich gemacht durch den gleichnamigen Hit der Rolling Stones und 1977 aufgenommen auf die Liste der unentbehrlichen Arzneimittel der Weltgesundheitsorganisation.

Entstigmatisierung der Opiode

1952 hatte Arthur zusammen mit seinen beiden Brüdern Mortimer und Raymond Sackler einen kleinen Pharmaladen namens Purdue Frederick übernommen, der sich mit dem Verkauf von Abführmitteln über Wasser hielt. Dort wollten die Sacklers hoch hinaus, und das gelang Mitte der 1990er Jahre: Der 1987 verstorbene Arthur Sackler wurde postum in die Medical Advertising Hall of Fame aufgenommen, seine Brüder warfen das Opioid Oxycodon auf den Markt, das seinen starken Wirkstoff dosiert über einen längeren Zeitraum abgibt, und angesehene Ärzte wie der Schmerzspezialist am privaten Memorial Sloan Kettering Cancer Center in New York sprachen plötzlich öffentlich darüber, Opiode nicht nur für schwerkranke Krebspatienten einzusetzen, sondern auch zur Linderung un behandelter chronischer Schmerzen. Opiode seien «ein Geschenk der Natur», das entstigmatisiert werden müsste.

Dass er von den Sacklers finanziell unterstützt wurde, war wohl ein weiteres Geschenk, von dem der prominente Arzt allerdings nicht sprach. 1995 liess die Food and Drug Administration (FDA) das Medikament zur Behandlung von mittelschweren bis starken Schmerzen zu, ohne dass der Hersteller klinische Studien über eine potenzielle Suchtgefährdung durchgeführt hätte. Der FDA-Chef sagte später, er sei «nicht an der Zulassung beteiligt gewesen», und der, der es war, trat später einen Job bei Purdue an. Oxycontin trat seinen Siegeszug als Rundum-Schmerzmittel mit verzögerter Absorption im Körper der Patienten an. Junkies, die den ultimativen Kick suchten, haben schnell gelernt, dass dieser einfach zu haben ist – indem die Tabletten zerhackt eingenommen werden.

Die «Überdosis Gier», von der *Spiegel*-Autor Grolle schreibt, ist so gesehen eine kollektive. Es ist auch die Gier einer Gesellschaft nach einer Allzweckwaffe gegen Schmerzen aller Art. Weil sich damit Warnfunktionen des Körpers mit einer praktischen Tablette einfach wegdrücken lassen. ○

Amerika

Jury mit Gehör

Das Urteil gegen den Filmproduzenten Harvey Weinstein ist wegweisend.



Schwieg: Weinstein vor Gericht.

Die beiden Hauptzeuginnen im Gerichtsverfahren gegen Harvey Weinstein in New York schienen eine Garantie für Misserfolg. Sie hatten einvernehmlichen Sex mit ihm – nach Sex, den sie im Nachhinein als unfreiwillig und gewalttätig beschrieben. Sie hatten auf seine Karrierehilfe gehofft. Anders, als die meisten Zeitungen berichteten, erwarteten viele prominente #MeToo-Vertreterinnen, dass Harvey Weinstein bestenfalls wegen sexueller Belästigung zu einer milden Strafe verurteilt würde.

Weinsteins Verteidigerin Donna Rotunno hatte die zwei Frauen hart und lange verhört. Beide beschönigten ihre eigene Rolle nie. Aber sie bestanden darauf, dass da auch Gewalt und Nötigung war, gegen die sie sich erfolglos wehrten. Und die Jury hörte ihnen zu. «Bisher», sagte Autorin Jill Wine-Banks, «wollten Gerichte perfekte Opfer sehen, diskret gekleidet, ohne alle Widersprüche. Diesmal haben sie hingehört.» Natürlich wusste die Jury nach der grossen Enthüllung der *New York Times* von 2017, dass die beiden Zeuginnen nur zwei von über achtzig Frauen waren, die Weinstein bezichtigt hatten. So viel Verstärkung haben andere nicht. Es war dennoch ein wegweisendes Urteil, weil zugehört wurde. Harvey Weinstein schwieg. Er wollte sich keinem Kreuzverhör aussetzen.

Nach der Urteilsverkündung verliess Weinstein sehr aufrecht und behende ohne Rollator in Begleitung zweier Polizisten den Gerichtssaal. Dass der gebeugte, gebrochen scheinende Mann mit der Gehhilfe, der täglich mit kleinen Schritten ins Gericht einrollte, eine wohl-durchdachte Inszenierung sei, wie viele vermuteten, war kein Gerücht.

Beatrice Schlag

«Anfang des Aufschwungs»

Der Anlagestrategie André Kistler vergleicht die Störung der Wirtschaft durch das Coronavirus mit Erfahrungen bei früheren Epidemien. Er kommt zum augenöffnenden Befund: Die Welt ist heute widerstandsfähiger denn je. *Von Beat Gygi*

Wenn Anlageprofis an einem Panel zusammenkommen, um die Aussichten an Finanzmärkten zu diskutieren, und André Kistler unter ihnen ist, darf man eigenständige, gründlich überlegte und erhellende Beiträge erwarten. Kistler hat seine Karriere bei Schweizer Banken und Brokern begonnen, hat sich 1982 in der Vermögensberatung selbständig gemacht und 1995 zusammen mit Norbert Albin die Vermögensverwaltungsfirma gegründet, die heute mehrere Milliarden Franken Vermögen verwaltet und unter dem Namen Albin Kistler eine prominente Stellung im Schweizer Markt erobert hat. Seit 2018 hält die Bündner Kantonalbank 51 Prozent des Unternehmens. André Kistler hat das Pensionsalter erreicht, die Analyse der Märkte und der wirtschaftlichen Zusammenhänge betreibt er aber intensiv weiter, wie das folgende Interview zeigt.

Herr Kistler, dass das Coronavirus ganze Gebiete und Transportnetze lahmlegt, ruft bei vielen Angst vor einem Systemzusammenbruch hervor. Wie gross ist das Risiko, dass es zu einem Einbruch der Weltwirtschaft kommt?

Zurzeit wird viel über massive Störungen der Wirtschaft und einen drohenden Zusammenbruch geschrieben, ja bisweilen tönt es fast nach Weltuntergang, aber man muss das mit etwas Distanz betrachten. Wir hatten in den vergangenen zwanzig Jahren mehrere Epidemien, die weltweit bedrohlich erschienen, die Vogelgrippe, die Schweinegrippe oder Sars. Neben berechtigten Befürchtungen waren immer auch starke emotionale Übertreibungen im Spiel. Diese Epidemien waren wirtschaftlich nie langfristig relevant, kurzfristig aber schon.

Täglich werden steigende Zahlen zu Ansteckungen und Todesfällen gemeldet, und die Corona-bedingten Störungen lähmen zunehmend Unternehmen, Lieferketten und Branchen.

Die Risiken sind in jüngster Zeit sicher gestiegen, ja, und wir haben es mit einer neuen Krankheit zu tun, bei der man den Verlauf und den Ausgang noch nicht kennt. Aber nach meiner Einschätzung deuten Anzeichen darauf hin, dass Corona in einem Jahr kein Thema mehr sein wird. Dass die globale Wirtschaft jetzt zusammenbricht und schweren Schaden nimmt, halte ich für wenig wahrscheinlich. Sicher gibt es teilweise signifikante Beeinträchti-

gungen, und das moderate Wachstum schwächt sich weiter ab, die erwartete Erholung wird sich verzögern. Aber die Weltwirtschaft ist stabil untermauert.

Das widerspricht der Sicht der Experten, die sagen, das ganze Wirtschaftssystem sei fragil, weil alle voneinander abhängen. In vernetzten Produktionssystemen könnten Dominoeffekte eine Blockade nach der anderen auslösen.

Die Vernetzung in der Wirtschaft wird jetzt nachteilig ausgelegt, weil Lieferketten gestört sind. Aber sie hat auch positive Seiten. Vernetzung bedeutet Flexibilität, weil man notfalls rasch von der einen zu einer anderen Produktionsstätte wechseln, Belastungen verlagern kann, all dies dank der Globalisierung und der Digitalisierung. Dadurch lässt sich oft schnell und flexibel auf Störungen in der Produktion reagieren, so dass ich nicht glaube, dass diese eine starke globale und nachhaltige Rezession hervorrufen werden. Das wirtschaftliche Risiko bleibt meiner Ansicht nach im Rahmen des Beherrschbaren.

Welche Teile der Wirtschaft werden jetzt am stärksten getroffen?

Geografisch gesehen, natürlich China. Es kommt drauf an, wie sich die betroffenen Firmen nun entwickeln. Im Fokus steht etwa die Auto- und die Halbleiterindustrie. Ich würde mich allerdings nicht auf bestimmte Sektoren konzentrieren. Ganz sicher kann man sagen, dass viele der verfügbaren Informationen und Einschätzungen in den Börsenkursen berücksichtigt sind. Der Markt ist grundsätzlich recht stabil, und das erstaunt viele.

Sie nicht?

Nein. Der Hintergrund ist, dass wir in einer enorm stabilen Welt leben. Einer Welt mit einer zunehmenden Alterung der Bevölkerung und einer Prosperität, wie sie noch nie in der Geschichte beobachtbar war. Alterung bedeutet, dass die Vorsorge an Gewicht gewinnt. Die Geldschwemme, die von den Notenbanken in die Wirtschaft geleitet wird, kommt zusammen mit wachsenden Vorsorgegeldern; das fliesst in die Aktienmärkte und treibt die Kurse langfristig nach oben.

Genau das kritisiert doch ein Grossteil der Ökonomen und anderen Experten als instabil, als Blase, die sich aufbläht und irgendwann platzen muss.

Meiner Ansicht nach kaufen die Leute nicht Aktien, weil sie irrational oder dumm sind

und die wahren Verhältnisse nicht sehen, sondern weil sie eine positive Einschätzung der Zukunft haben. Sie merken immer deutlicher, dass wir in einer stabilen, gutvernetzten Welt leben, die viel Potenzial verspricht.

Wie kommen Sie zu dieser Einschätzung?

Viele Indikatoren deuten darauf hin, dass sich der Zustand der Welt laufend verbessert. Kindersterblichkeit und Armut waren noch nie so niedrig wie heute, die Lebenserwartung noch nie so hoch. Gleiches gilt für den Wohlstand. Und da die Digitalisierung erst richtig einsetzt, stehen wir erst am Anfang des Aufschwungs. Es ist der Anfang einer neuen Epoche, vergleichbar mit der Industrialisierung vor 200 Jahren.

Die Digitalisierung gilt für viele aber als Bedrohung, weil dadurch menschliche Arbeit überflüssig werde, mit allen negativen Folgen für die Gesellschaft.

Das sehe ich anders. Die Digitalisierung in Kombination mit dem Internet wird global betrachtet zu ganz anderen, auch neuen Arbeitsmärkten führen. Das wird mehr Wirtschaftswachstum ermöglichen und auch die Demokratisierung der Gesellschaft voranbringen. Meiner Ansicht nach werden sich ein Zugang zu umfangreichen neuen Märkten und eine Chancengleichheit für bisher Benachteiligte ergeben, wie wir es bisher in der Geschichte nicht erlebt haben.

Die Schwellenländer werden also eine Art Aufholjagd erleben?

Ja, die erhalten dank der Digitalisierung viel besseren Anschluss an die Weltwirtschaft, und das steigert ihr Entfaltungspotenzial

«Der Markt ist grundsätzlich recht stabil, und das erstaunt viele.»

enorm. Vielleicht sind die Möglichkeiten in zwanzig oder dreissig Jahren ausgeschöpft, so dass dann zumal eine Verflachung eintreten könnte. Aber heute stehen wir an einem sehr interessanten Zeitpunkt in der Geschichte.

Würden Sie Ihr Geld darauf setzen?

Wir haben uns in unserem Vermögensverwaltungsunternehmen darauf ausgerichtet. In einem Portefeuille, das wir als ausgewogen hinsichtlich Aktien, Obligationen, Liquidität et cetera einstufen, beträgt die Aktienzielquote zurzeit 53 Prozent. Im schweizerischen Gesamtmarkt dagegen liegt die entsprechen-



«Krisenjahre werden immer die Ausnahme sein»: Vermögensverwalter Kistler.

de Aktienquote bei etwa 45 Prozent; wir sind also deutlich stärker auf Aktien ausgerichtet als der Durchschnitt. Und wir sind eine vorsichtige, eine konservative Firma. Aber wir sind überzeugt von unserer Theorie, von unserer Sicht auf die Zusammenhänge.

Woher nehmen Sie diesen Optimismus?

Menschen streben aufwärts. Sie suchen immer nach Möglichkeiten, dass es ihnen besser geht, und sie wollen, dass es ihren Kindern noch besser geht. Jetzt haben sie die Möglichkeit, das umzusetzen, denn der Zugang zu Digitalisierung und Vernetzung ergibt eine grossartige Ausgangslage dafür. Krisenjahre werden immer die Ausnahme sein. Anleger sind schlecht beraten, wenn sie sich grundsätzlich nach unten orientieren.

Viele Ökonomen sehen keine Belebung durch Digitalisierung, im Gegenteil, sie

beklagen den Niedergang der Produktivität. Kommt der grosse Schub erst noch, oder ist es eher so, dass man das in den Zahlen des Bruttoinlandsprodukts nicht sieht?

Es ist eindeutig so, dass man das gar nicht im Sozialprodukt sieht. Die enormen Erleichterungen, die uns die Digitalisierung im alltäglichen Leben bringt, sind Produktivitätssteigerungen. Man kann diese nicht in Franken oder Dollars messen, aber sie sind gewaltig. Und auch in der Teuerung sehen wir kaum Spuren davon, weil viele enorm nützliche Dinge für die Nutzer praktisch kostenlos sind, sie werden nirgends verrechnet. Für mich ist es eindeutig: Wir leben in einer stark deflationären Welt, in der Güter und viele Dienstleistungen laufend weniger kosten, und mit Blick auf die vergangenen zwanzig Jahre fühle ich mich in dieser Überzeugung bestätigt.

Wie beurteilen Sie die Negativzinsen? Kann man unter solchen Umständen noch vernünftig investieren?

Die Minuszinsen grassieren vorab in der EU und der Schweiz. Diese drastische Massnahme der EU und der Europäischen Zentralbank kann man insofern verstehen, als nur so die rekordhohen Verschuldungen der EU-Staaten tragbar sind. Aber dass das Tiefschuldenland Schweiz die Zinsen ebenfalls massiv nach unten manipuliert, ist eine übertriebene Massnahme. Wenn wir offene Märkte hätten, stünden die Zinsen hier wohl bei gegen 1 Prozent, wären also nicht negativ. Aber die Schweizerische Nationalbank drückt die Zinsen wegen ihrer Rücksichtnahme auf den Franken-Wechselkurs und die Interessen der Exportindustrie nach unten. Ohne diese Verfälschung hätten wir keine Negativzinsen.

Sollte die Nationalbank nicht intervenieren?

Interventionen, die in einem an sich gesunden Markt vorgenommen werden, sind gefährlich. Der Wechselkurs reguliert sich in einem freien Markt von selbst. Sollte der Franken klar zu stark werden und deshalb die Schweizer Wirtschaft massiv drosseln und die Exporte erschweren, würde er automatisch wieder schwächer. Dass die Nationalbank in dieses Wechselspiel zum Nachteil von vielen Bürgern eingreift, finde ich verfehlt.

Wer trägt die Kosten dieser Geldpolitik?

Vor allem die Sparer werden durch die Negativzinsen stark belastet, aber auch die Banken kommen mit den Minuszinsen nicht zurecht, weil ihr traditionelles Zinsdifferenzgeschäft nicht mehr richtig funktioniert und rentiert. Gravierend ist auch, dass man in der Altersvorsorge nach wie vor zu einer falschen Anlagepolitik gezwungen wird. Die staatliche Regulierung schreibt den Vorsorgeeinrichtungen implizit vor, in Obligationen zu investieren, die negative Renditen aufweisen.

Dann wird jeder einzelne Bürger belastet?

Ja, die derzeitigen Vorsorgerichtlinien wirken sich klar nachteilig aus, und es ist unverständlich, dass man diese nicht endlich den heutigen Verhältnissen anpasst. Früher meinte man, Investitionen in Obligationen seien mit geringeren Risiken behaftet als Anlagen in Aktien. Das sieht heute ganz anders aus. Bei nüchterner Betrachtung zeigt sich klar, dass erstklassige Firmen die sicherste Anlagemöglichkeit darstellen, die es gibt, denn diese Unternehmen schaffen langfristig Wert. Genau da behindert der Staat die Pensionskassen beim Investieren in die Zukunft.

Viel Geld floss zu den Staaten, die enorm hohe Schulden aufgenommen haben. Ist das ein Problem?

Die grösste Gefahr dieser gewaltigen globalen Staatsverschuldung, die einen historischen

Rekord darstellt, sehe ich darin, dass das Wachstum abgewürgt wird. Die Überschuldung der Staaten führt dazu, dass die Notenbanken Tiefzinspolitik und Geldmengenausweitung beibehalten müssen, weil sonst steigende Zinsen die Bedienung der Schulden zu teuer machen würden. Praktisch alle westlichen Staaten sind in diesem Spital krank.

Wie auch Japan?

Ja, das Ganze kann als eine Art Japanifizierung der westlichen Wirtschaft gesehen werden, eine Entwicklung ohne Inflation und auch ohne Wachstum. Aber zum Glück stehen der Weltwirtschaft die Schwellenländer mit ihrem grossen Potenzial für Investitionen, Digitalisierung und technischen Fortschritt offen. Die Digitalisierung wird nach meiner Einschätzung da ein enormes und nachhaltiges Wachstum hervorrufen. Die aufstrebenden Länder umfassen riesige Regionen mit einem entsprechenden Potenzial zur Umsetzung des technischen Fortschritts.

Wie wahrscheinlich ist es, dass die Inflation irgendwann zurückkommt?

Wenn viel billiges Geld von den Notenbanken in die Wirtschaft geleitet wird, könnte man auf den ersten Blick denken, das sei ja gratis und müsse früher oder später den Konsum anheizen und die Konsumentenpreise in die Höhe treiben. Das wäre Inflation. Aber man muss sehen: Wer über das billige Geld verfügen will, muss es in der Regel zuerst ausleihen. Mehr konsumieren und investieren heisst mehr Schulden machen, und da sind Unternehmen und Per-

«Anleger sind schlecht beraten, wenn sie sich nach unten orientieren.»

sonen eher vorsichtig. Die Geldumlaufgeschwindigkeit reduziert sich seit Jahren. Die Geldschwemme kennen wir jetzt schon sehr lange, und bisher gibt es keine Hinweise auf eine anziehende Teuerung. Anders gesagt: Der Markt will dieses Geld gar nicht. Ich habe keine Angst, dass aus dieser Konstellation Inflation aufkommt.

Bringt jetzt eventuell die Klimapolitik Sand und Kostensteigerungen ins Getriebe? Die Drosselung von CO₂-Emissionen könnte doch Schwellenländer in ihrer Entwicklung behindern. Zudem gibt es Warnungen, laut denen die Umweltschäden viel Wert vernichten könnten.

Es ist klar, dass wir unserem Planeten Sorge tragen müssen, und es ist gut, dass wir uns jetzt endlich ans Umsetzen machen. Eigentlich war das schon immer klar, nur hatte es keine Priorität. Aber diese Umsetzung darf man niemals dem Staat allein überlas-

sen. Der Staat soll Regeln, Bandbreiten und Überwachung festlegen, aber alles andere muss die Wirtschaft tun. Wenn jetzt die EU die Geldpolitik in den Dienst des Klimas stellen und grosse Summen für grüne Programme ausgeben will, ist das hanebüchen. Niemand kann das besser regeln als der Markt. Meiner Ansicht nach wird es auch so kommen, der Gegendruck wächst. Manchmal dauert es einfach lange, aber die EU wird von ihrem zu interventionistischen Kurs abrücken müssen.

Sie vertrauen stark auf die Globalisierung. Aber wird diese nicht teilweise zurückgedreht durch Protektionismus und Störungen in der Handelspolitik?

Die Globalisierung kann man gar nicht zurückdrehen, genau wie den Fortschritt auch nicht. Klar, zwischendurch können politische Exponenten Einfluss nehmen, solche Scharmützel gab es schon immer. Aber wenn es mal einen Schritt zurückgeht, geht es dann wieder zwei vorwärts. Das ist ja das Faszinierende: All das Wissen, das auf dieser Welt vorliegt und das immer wieder neues Wissen hervorbringt, kann nicht rückgängig gemacht werden. Dank dem Internet ist der Bürger heute so gut informiert und gebildet wie noch nie. Sollte eine Regierung versuchen, die Globalisierung zurückzudrehen, würde das enorme Schäden anrichten, und das würde der Bürger nicht zulassen.

Kann man die Staatsverschuldung zurückdrehen?

Ich glaube nicht, dass man die enorm hohe Verschuldung vieler Staaten wirklich zurückfahren kann. Aber man kann leben mit Schulden; Japan ist mit seiner riesigen Überschuldung seit Jahrzehnten das beste Beispiel. Für mich stellt sich die Frage, ob es irgendwann ein Endspiel geben muss, eine Lösung der Schuldenfrage. Für bestimmte Länder ist meine Antwort: ja. Die Probleme in Italien oder in Griechenland muss man irgendwann lösen, wahrscheinlich über einen Schuldenschnitt, oder man regelt das aus der EU heraus. Viel wichtiger sind aber die grossen, autonomen Länder wie die USA. Ich bin überzeugt, dass Amerika nicht mehr aus den Schulden herauskommt, aber wenn diese korrekt ausgewiesen und finanziert werden, werden sie auch tragbar sein.

Wo muss die Schweiz als kleines Land aufpassen, damit sie nichts verpasst?

Die EU ist ein recht protektionistisches Gebilde, und wenn wir uns zu stark an diesen Raum anpassen, dann schränken wir unsere Möglichkeiten ein. Die EU meint, mit rigiden Einfuhrbestimmungen könne sie Vorteile herausholen, aber genau dadurch hat sie immer mehr Mühe mit Fortschritt und Forschung. Die Schweiz muss sich weltweit konkurrenzfähig und offen halten, das Wachstum findet draussen in der Welt statt. ○



Inside Washington

Heisses Eisen

Demokraten mobilisieren gegen Waffenbesitzer. Das kommt schlecht an.

Vor nicht langer Zeit verteidigte der demokratische Spitzenkandidat und selbst erklärte Sozialist, Senator Bernie Sanders, die Waffenbesitzer gegenüber den urbanen Eliten. «Das städtische Amerika muss die Mentalität und Lebensweise im ländlichen Amerika respektieren», sagte der Senator aus dem ländlichen Vermont 2015, «99 Prozent der Menschen in meinem Bundesstaat jagen und sind gesetzestreue Menschen.»

Welch einen Unterschied fünf Jahre und eine Parade hungriger Konkurrenten ausmachen. Sanders, der einst die fünf Millionen Mitglieder zählende National Rifle Association (NRA) unterstützte, prahlt jetzt damit, dass «mich die NRA zum Teufel wünscht». Die ehemalige NRA-Sprecherin, Dana Loesch, zeigt sich auf Anfrage besorgt über den Linksruck der Demokraten beim Waffenrecht. Der letzte Mehrheitsführer der Demokratischen Partei im Senat, Harry Reid aus Nevada, führte einst stolz eine Kampagne an der Seite des NRA-Präsidenten. Und jetzt? «Die Haltung der demokratischen Kandidaten ist alarmierend», so Loesch. «Das sind Leute, die gesetzestreue Waffenbesitzer kriminalisieren wollen.» Die 41-jährige Mutter von zwei Kindern mit eigenem Schiessstand in ihrem Haus in Texas betont: «Als verantwortungsvolle Waffenbesitzer nehmen wir Missbrauch ernst.» In der Tat haben sich Befürworter von Waffenrechten bei Waffenfragen in der Vergangenheit stärker bei Wahlen und Abstimmungen beteiligt als Befürworter strengerer Waffengesetze.

Das mag sich dieses Jahr ändern. Der Milliardär Michael Bloomberg hat diese Woche die Debatte um Waffen neu entflammt. Der ehemalige Bürgermeister von New York City, der neu ins Präsidentenrennen eingreift, behauptet, dass «die NRA Bernie Sanders den Weg nach Washington geebnet hat». Noch liegt die Wahl in weiter Ferne, doch so viel ist klar: Die Waffenfrage bleibt im Kampf ums Weisse Haus ein heisses Eisen. Amy Holmes

Reichen Bloombergs Milliarden?

Michael Bloomberg hat bereits eine halbe Milliarde Dollar aus eigenen Mitteln in seine Kandidatur für das Weisse Haus gesteckt. Noch ist er nicht im Rennen, doch in Umfragen liegt er an dritter Stelle. Reicht sein Vermögen, um den Sozialisten Bernie Sanders zu stoppen? *Von Dana Milbank*

Ein 78-jähriger Milliardär, der ein zweifelhaftes Verhältnis zu seiner Partei, den Demokraten, hat und sexistische Sprüche klopft, der auf Twitter gegen alle Normen verstösst, seine Steuererklärung unter Verschluss hält und es mit der Wahrheit nicht so genau nimmt, will Präsident werden. Vor vier Jahren schrieb ich, dass ich meine Kolumne essen würde, falls ein solcher Mann – Donald J. Trump – von den Republikanern nominiert wird. Das Ergebnis: ein mehrgängiges Menü aus gedruckten Zeitungsspalten*. Ich werde also nicht ausschliessen, dass Michael Bloomberg, auf den die genannten Kriterien ebenfalls zutreffen, 2020 von den Demokraten nominiert würde. Für ihn wird es aber viel schwieriger sein als für Trump 2016.

In den letzten drei Monaten hat der einstige republikanische Bürgermeister von New York fast 500 Millionen Dollar aus der eigenen Tasche in seinen Wahlkampf gesteckt. Mit einem Vermögen von 60 Milliarden Dollar hat er deutlich mehr Möglichkeiten als alle anderen Kandidaten, einschliesslich Trump. Er hat 500 Leute angeheuert, die für ein Monatsgehalt von 2500 Dollar Werbung in den sozialen Netzwerken für ihn machen. Er ist, wie Trump, jemand, der ausserhalb der üblichen Verhaltensnormen agiert, indem er beispielsweise ein frisiertes Video einer Debatte produzieren lässt, das ihn in schmeichelhaftem Licht zeigt.

Sein Vermögen – und die damit einhergehende Medienberichterstattung – hat ihm in Vorwahlumfragen zu einem Stimmenanteil von 15 Prozent verholfen und damit zum dritten Platz hinter Bernie Sanders und Joe Biden, obwohl er erst spät in den Wahlkampf eingestiegen und in den ersten Vorwahlstaaten nicht angetreten ist. Bloombergs Theorie – dass er die moderate Alternative zu Sanders ist, sollte sich Bidens Kandidatur zerschlagen – hat sich bislang als zutreffend erwiesen. Er kann auf Zuspruch zählen – von Judge Judy, der prominenten TV-Anwältin, bis hin zu Clint Eastwood, dem eigenwilligen Filmschauspieler.

Dann kam Bloombergs katastrophaler Auftritt bei seiner ersten Fernsehdebatte am vergangenen Mittwoch, als er kaum etwas sagte, das wenige dabei nicht unbedingt hilfreich war und er den Eindruck erweckte, als wollte er seinen Reichtum herausstellen. Und bei den Vorwahlen in Nevada am letzten Samstag zeigte sich, dass Sanders nicht nur linke, weisse Demokraten anspricht, sondern auch Afroamerikaner, Latinos und ältere Wähler. Laut einer Umfrage der Quinnipiac University gewinnt Sanders Zu-

spruch unter moderaten und konservativen Demokraten. In dieser Gruppe rangiert er gleich hinter Biden und Bloomberg. Das Problem für Bloomberg: Es könnte knapp für ihn werden, sich bis zum 3. März, dem «Super Tuesday», als Mainstream-Alternative zu Sanders zu präsentieren. Sanders kommt in Umfragen auf etwa 29 Prozent (die andere sozialistische Kandidatin, Elizabeth Warren, steht bei 13 Prozent), während die übrigen Stimmen auf die moderaten Bewerber entfallen: Biden (17 Prozent), Bloomberg (15 Prozent), Pete Buttigieg (10 Prozent) und Amy Klobuchar (6 Prozent). Auf dem Papier sind mehr Wähler für einen Kandidaten der Mitte – die Praxis sieht ganz anders aus.

Trumpsche Spielregeln

Wenn Bloombergs Milliarden in den nächsten Tagen nichts daran ändern, könnte das Schicksal der Demokraten besiegelt sein: Entweder gewinnt Sanders die Nominierung, oder er kommt ihr so nahe, dass sich seine zornigen Anhänger gegen den endgültig Nominierten wenden und damit Trump zum Sieg verhelfen.

Wenn wir in der Ära Trump eines gelernt haben, dann dies: In der Politik gelten die üblichen Regeln nicht mehr. Prognosen sind sinnlos. Aber wenn es im demokratischen Lager einen Kandidaten gibt, der sich mit Erfolg an den trumpschen Spielregeln orientiert, dann ist

es nicht der New Yorker Milliardär. Es ist vielmehr ein 78-jähriger, herzkrankter Sozialist aus Vermont. 2016 gaben die republikanischen Wähler der Mitte ihre Stimme den verschiedenen Kandidaten – Jeb Bush, Marco Rubio, Ted Cruz, John Kasich, Chris Christie. Keiner erwies sich als konsensfähige Alternative zu Trump. Das Gleiche könnte den Demokraten mit Bernie Sanders passieren.

Im Moment jedenfalls scheinen die demokratischen Wähler zum Schluss gelangt zu sein, dass die Antwort auf den rechtspopulistischen Trend der Republikanischen Partei unter Trump nicht ein Moderater wie Bloomberg sein kann, sondern dass sich die Demokratische Partei für eine Hinwendung zum Linkspopulismus unter Sanders entscheiden sollte.

Sanders kann sich, wie Trump, auf eine leidenschaftliche Anhängerschaft stützen. Er kann, wie Trump, sich Dinge erlauben, mit denen gewöhnliche Politiker niemals durchkämen. Er kann, wie Trump, die Wütenden mobilisieren. Das sind Dinge, die Bloomberg mit seinen Milliarden nicht erreichen kann.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

*Video auf www.weltwoche.ch/Dokumente

Dana Milbank ist Reporter für die *Washington Post*. In Amerika gehört er zu den landesweit meistgelesenen Meinungskolumnisten. Milbank ist Absolvent der Eliteuniversität Yale.



Zuspruch auch von Clint Eastwood: Präsidentschaftskandidat Bloomberg.



Da flackert was in den Augen, das an den furiosen Vater erinnert: Bellucci-Tochter Deva Cassel, 15.



Ikone der Woche

Die Göttliche

Von Dominique Feusi

Wir sind an der Amalfiküste, Frühling, alles blüht, eine junge Frau im weissen Spitzenkleid tanzt durch einen Park, wirbelt ihre dunkle, lockige Mähne herum, dreht sich, lacht, spielt verführerisch mit der Kamera: Diese Augen, dieser Blick, dieser wundervoll geschwungene Mund – woher kennt man sie nur?

Wenn im Frühling die Dolce-&-Gabbana-Kampagne für das neue Parfüm Dolce Shine, vermarktet von der japanischen Shiseido Group, mit welcher das italienische Modehaus ein exklusives Lizenzabkommen für Entwicklung, Produktion und weltweite Distribution von Parfüms, Make-up und Pflegeprodukten hat, wenn diese Spots und Anzeigen in das Leben von uns Konsumenten treten, wird sich die Frage aufdrängen: Weshalb nur kommt einem dieses schöne Wesen so bekannt vor?

Dürfen wir vorstellen: Deva Cassel, 15, älteste Tochter der italienischen Schauspielerin Monica Bellucci – die längst ein gefragtes Model war, als Regisseur Francis Ford Coppola sie 1992 in «Bram Stoker's Dracula» erstmals vor die Filmkamera holte – und von deren Exmann, dem französischen Charakterdarsteller Vincent Cassel, der seit seinem Durchbruch 1995 mit «La Haine» als Paradebeispiel für «nicht klassisch schön, aber unverschämt sexy» gilt. Mon dieu!

Intelligente Eltern sind kein Garant für intelligente Kinder, jeder hat einen Fall im Bekanntenkreis, bei dem man sich denkt, nun ja, und so bekommen auch Kinder, deren Eltern verboten viel Sex-Appeal haben, die Anziehungskraft nicht unbedingt in die Wiege gelegt. Bei Deva, deren Name «die Göttliche» bedeutet, schaut's jedoch aus, als hätten die Götter die Hand im Spiel gehabt: Sie wirkt im weissen Kleid wie frisch dem Olymp entstiegen. Ganz die Mama. Und doch flackert da was in den Augen, was an den furiosen Vater erinnert. Der Blick ist nur schwer abzuwenden.

So ist es nicht erstaunlich, dass Dolce & Gabbana nun Deva Cassel mit nur fünfzehn Jahren zum Gesicht des neuen Dufts erkoren haben. Wie die Mutter, so die Tochter, Monica Bellucci warb jahrelang für die italienische Luxusmarke. Es ist das Debüt-Fotoshooting der Schülerin, die von ihren Eltern lange vor Journalisten und Paparazzi abgeschirmt wurde. Und doch wirkt es, als hätte sie nie etwas anderes gemacht.

«Ich denke, sie wollte sich selbst beweisen, dass sie in die Arbeitswelt eintreten kann», so Bellucci. «Es ist nur eine Kampagne. Sie geht in die Schule.» Das nennt man dann wohl: tiefstapeln und schöne Prioritäten setzen.

Mozart des Gemetzels

Chad Stahelski war Multi-Kampfsportler, Stuntman und das Double von Keanu Reeves, bevor er sich aufmachte, den Action-Film zu revolutionieren.

Von Michael Bahnerth

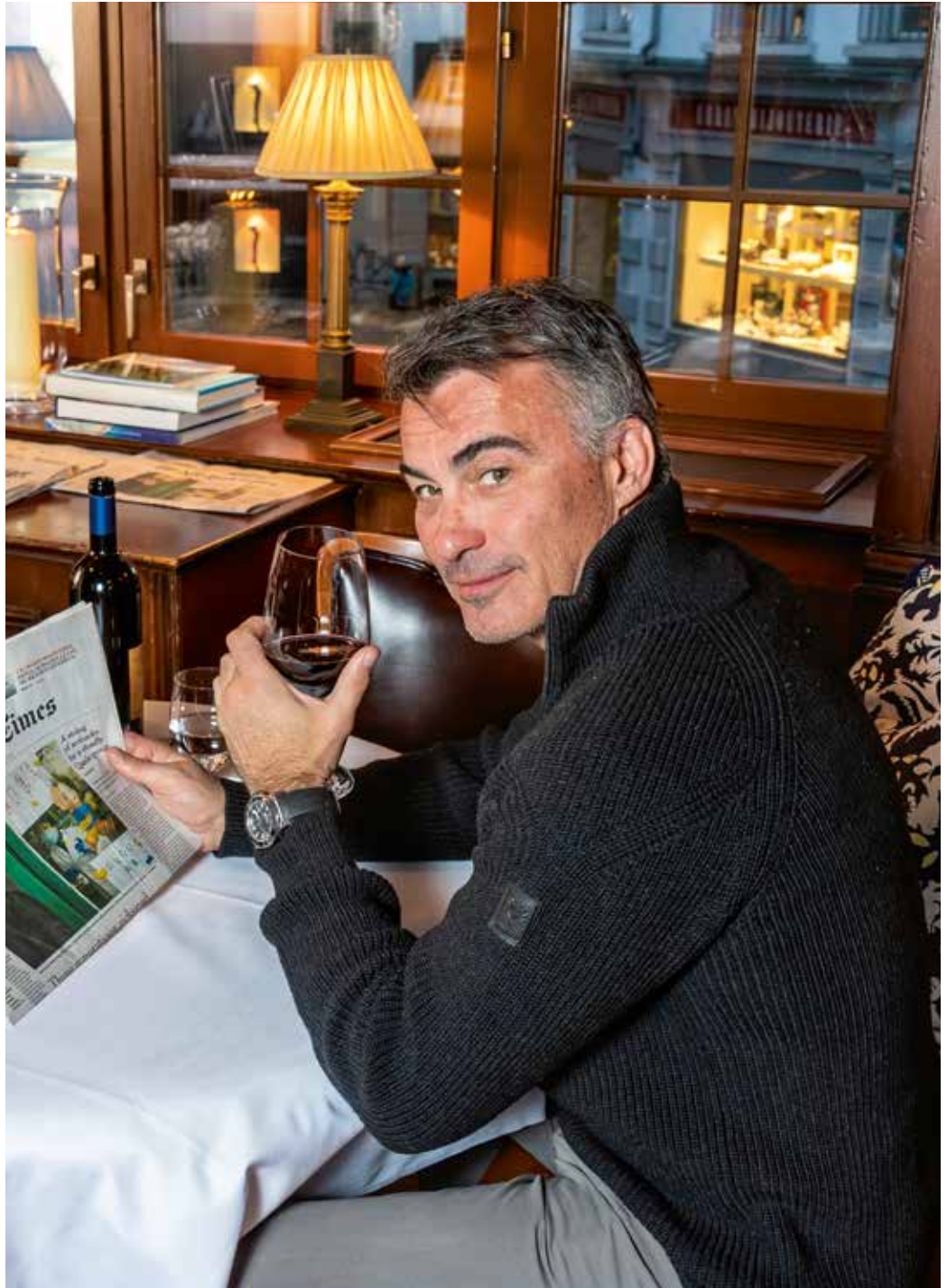
Um zu wissen, wer Chad Stahelski ist ausser dem Typen, der Keanu Reeves als Stuntman doubelt und der als Regisseur die kunstfertigsten und atemberaubendsten Stunt- und Action-Choreografien Hollywoods inszeniert, fragt man besser nicht Chad selbst. Wenn man den derzeit Besten der Martial-Arts-Branche, der Zunft der gemischten Kampfkünste, fragt, wie gut er ist, bekommt man zuerst einen Moment des Schweigens und dann in etwa die Antwort, die ein Samurai auf die Frage nach der Vollendung seiner Kampfkunst geben würde: «Es gibt nur jene, und da gehöre ich wohl dazu, die weniger unvollkommen sind als andere.»

Wahrscheinlich, so hat man das Gefühl im Restaurant «Kindli» in Zürich, wo Chad an einem Tisch sitzt, Tee trinkt, ab und an die Hand seiner Freundin nimmt und sagt, wie toll die Schweiz war, die er als Brand Ambassador von Carl F. Bucherer ein paar Tage lang postkartenmässig bereist hat, rühren diese Demut und Bescheidenheit von der Verinnerlichung der Philosophie der Kampfkünste als Weg der Selbstfindung und weniger als einer der Zerstörung her. Chad ist inzwischen 51 Jahre alt, das macht 45 Jahre Kampfkunst. Man sieht es ihm an, auch an seiner Statur, seinen Muskeln, vor allem aber sieht man es in seinen Augen, in denen so etwas wie eine Gewissheit über die Selbstverständlichkeit der eigenen Stärke funkelt. Es sind die Augen eines sanftmütigen Bushidos im Geiste, der weiss, dass er zwar getötet werden kann, im Kampf oder auch vom Leben Hollywoods, aber nicht wirklich vernichtet, weil seine Tugend unbesiegbar ist.

Kino, Motocross und Jagd

Seine Karriere als Leinwandkrieger begann 1993 mit einem Tod, jenem von Brandon Lee, dem Sohn Bruce Lees, des Urgesteins der Martial-Arts-Movies. Brandon und Chad waren Freunde, Brandon drehte gerade «The Crow», eine Comicverfilmung um Verbrechen, Seelenwanderung, die mystische Kraft der Krähen, Auferstehung, Unverwundbarkeit und grenzenlose Rache. Brandon kam im Grunde durch ein kleines Versehen ums Leben, durch eine in der Hektik der Produktion in einem Pistolenlauf vergessene und auf ihn abgefeuerte Kugelattrappe. Chad sprang für die letzten Filmsequenzen als Körper-Double des Verstorbenen ein, und es wurde sein Sprungbrett. Wahrscheinlich hat Chads Demut auch damit zu tun.

Chad wuchs in Palmer, einem kleinen ländlichen Städtchen in Massachusetts, auf; eine



Seine Karriere begann mit einem Tod: Filmemacher Stahelski im Zürcher Restaurant «Kindli».

Hauptstrasse, ein Fluss, ein paar Drive-ins und hügelige Wälder darum herum. 74 Meilen östlich liegt Boston, 160 Meilen südlich New York. Chad verbrachte viel Zeit im Freien, jagte mit seinem Vater, fuhr Motocross und ging mit ihm ins Kino, dieses Fenster zur grossen Welt. Einmal sah er «Goldfinger» und war begeistert von den Actionszenen, ein anderes Mal den Bruce-

Lee-Film «Enter the Dragon», den ersten, 1973 in den USA gedrehten Martial-Arts-Film, den Lee selbst nicht überlebte, weil er drei Wochen vor Drehschluss an einem Hirnödem erlegen war. Nach dem Bruce-Lee-Film wurde Chad zum kindlichen Krieger, wollte das alles lernen, Karate, Kung-Fu, Kickboxen, aber alles, was es in Palmer gab, war ein Feuerwehrmann, der

Judo konnte. Chad tat nichts anderes mehr, als sich kickboxend durchs Vorstadtleben zu bewegen und sich hin und wieder zu verletzen, aber für ein «war kid», wie er sagt, waren Wunden wie Orden. Er war ein schüchternes Kind, aber er sprach zur Kampfkunst, und sie sprach zu ihm. Er machte die Highschool, dann das College, trainierte jeden Tag, Kicks, Flips, Spagatte, Schläge, er wollte der Beste werden, Weltmeister im Kickboxen, und die Handvoll Kämpfer, die dieselbe Leidenschaft im Herzen und in den Fäusten hatten, waren alle in Kalifornien. Chad ging nach Los Angeles, studierte an der UCLA und begann, kleine Rollen als Stuntman oder Martial-Arts-Fighter in Actionfilmen zu übernehmen, um genug Geld zur Verwirklichung seines Weltmeistertraums zu haben.

Dann kam «The Matrix»

Im Grunde wusste er nicht, was er tat, er war «ignorant», wie er sagt, naiv, er dachte nicht nach, er machte einfach, und dann starb sein Freund Brandon, «The Crow» wurde ein Erfolg, trotz oder gerade wegen des Todesfalls und der Tragödie des Lee-Clans, und Chad begriff, dass da nicht viele waren, die das konnten, was er beherrschte: Kampf-Action. Er tauchte ein in diese «andere Welt», und die andere Welt waren Actionfilme, verpönt vom Bürgertum, geliebt von den Freaks an dessen Rändern, waren Low-Budget-Produktionen. Er lernte drei, vier Jahre lang das Handwerk des Stuntmans und lebte in diesem kleinen, in seiner Abgeschiedenheit von der wirklichen Welt fast kuscheligen Paralleluniversum; es war wie ein bisschen Palmer in Hollywood.

Dann kam «The Matrix», 1999 war das, ein grandioser Science-Fiction-Film mit Keanu Reeves in der Hauptrolle, die Geschichte der Rückeroberung des Menschseins nach einem verlorenen Krieg der Menschheit gegen von ihr erschaffene Maschinen künstlicher Intelligenz, aber die Geschichte, obwohl eine gute, ist weniger der Punkt. Es sind die Kampfszenen, die Spezialeffekte, die Erfindung des «Bullet Time»-Effektes – eine spezielle Zeitlupenfotografie, die, unter anderem, dazu führte, dass fliegende Fäuste und kickende Beine in eine Sphäre des überhöht Ästhetischen katapultiert wurden. Martial Arts wurden durch «The Matrix» zur Kunstform und massentauglich.

Im Vorfeld des Filmes wurde Chad angefragt, ob er Reeves' Stunt-Double sein könnte, er lehnte ab, war gerade mit einer TV-Produktion über Martial Arts beschäftigt. Zwei Monate später wurde er erneut angefragt, Chad sagte zu und flog nach Australien, wo «The Matrix» gedreht wurde. Er verstand sich gut mit Keanu und flog so lange durch den Film, als ob es keine

Schwerkraft mehr gäbe, bis er sich, der Film war im Grunde schon im Kasten, ein paar Knochen brach, weil irgendein Halteseil riss und er auf den Boden donnerte. Chad war transportunfähig, blieb in Australien, studierte, autodidaktisch, die Kunst der Stunt-Choreografie.

Es war der Beginn von Chads zweitem Leben, wenn man so will. Seine Innovation war, dass er



«Seid ihr bescheuert?»: «John Wick»-Regisseur Stahelski.



Existenzialistisches Minimum: Keanu Reeves in «John Wick 3».

den Kampf in Kampfszenen stilisierte wie eine Rock-Oper, bombastisch, aber trotzdem leicht und spielerisch, und dass er die verschiedenen Kampfstile, Kung-Fu aus China, Karate aus Japan etwa, ineinander verwob und amerika-

Die Karriere als Leinwand-Krieger begann 1993 mit einem Tod, jenem von Brandon Lee.

nische Elemente wie Boxen hinzufügte und so wie aus einzelnen Songs eine Symphonie schuf.

Die Regisseure für die Kampfszenen eines Filmes nennt man «Second Unit Directors». Chad wurde einer von ihnen, arbeitete unter anderem beim grandiosen Gemetzel-Film «300» mit, und dann war er bereit, vom zweiten ins erste Glied vorzurücken. «John Wick» hiess der Film, in dem er vom Angestellten Keanu Reeves', wenn man so will, zu dessen Boss wurde.

«John Wick» ist die Geschichte eines ehemaligen Auftragkillers, der um seine Frau trauert, die ihm einen Hund hinterlassen hat. Bei einem Einbruch in sein Haus wird der Hund getötet und der Mann insofern wiedererweckt, als er

sich aufmacht und insgesamt achtzig Leute erschiesst, um den Hund zu rächen. Ein 65-jähriger Mann, der selbst einen Schäferhund hatte, der umgebracht wurde, schrieb diese Geschichte. Allerdings starben in der Originalversion nur zwei Menschen, aber das ist für Chad natürlich viel zu wenig Action.

Chad war zusammen mit seinem Partner seit drei Jahren auf der Suche nach einem tauglichen Skript, und als er dieses an einem Samstag in einem Atemzug las, wusste er, dass die Suche ein Ende hatte. Er arbeitete daran, zeigte es Keanu Reeves, sagte ihm, dass er nicht kickboxen müsste, nur schießen und ein wenig Judo, und Keanu sagte: «Tönt grossartig.» Chad begann mit dem Drehbuch. Keine leichte Sache: «Wenn wir gewusst hätten, wie schwierig das werden würde, hätten wir das wahrscheinlich nie gemacht. Das Problem beim Schreiben ist, dass oberflächlich alles da zu sein scheint, aber darunter ist Angst, ist dieses weisse Blatt Papier morgens, das abends immer noch weiss sein kann, wenn du Pech hast.»

Plötzlich Standing Ovations

Fünf Studios lehnten die Produktion des Filmes ab, dann, endlich, fand sich ein Produzent. Sie drehten und zeigten den Streifen danach bei zwei Test-Screenings. «John Wick» gefiel niemandem: «Seid ihr bescheuert», fragten die Zuschauer, «ihr könnt doch nicht achtzig Leute wegen eines Hundes töten.» «Doch, können wir», antwortete Chad. Sie überarbeiteten den Film dann im Grunde von Anfang an, verkürzten die Dialoge auf ein beinahe existenzialistisches Minimum; in den ersten zwanzig Minuten wird gar nicht gesprochen. Sie zeigten den Film, letzter Tauglichkeitsversuch, am Austin Filmfestival. Floppte der Film, so sagte sich Chad, würde er eben wieder Second-Unit-Sachen machen. Der Film erhielt Standing Ovations. 2014 war das.

Seither ist Chad der Beste, auch wenn er das nicht so sagt. Drehte zwei weitere «John Wick»-Filme, ist dabei, auch mit Keanu Reeves, einen Film über einen Typen, der die Seven Summits besteigt und gegen sich selbst kämpft, fertigzustellen und versucht sich dann an einem Remake von «Highlander», diesem blutrünstigen schottischen Hochlanddrama aus der Vergangenheit mit ein paar unsterblichen Titanen im Hier und Jetzt.

Vor dem Restaurant kämpft der Zürcher Tag erfolglos gegen die einsetzende Nacht, Chad will noch los, etwas Sightseeing mit seinem Freund, dem Schweizer Action-Schauspieler und Ambassador-Kumpel Daniel Bernhardt. Er zieht seinen Mantel an, schreitet durch die Tür und geht weiter seinen Weg.

Der letzte Mohikaner

Donald Trump betreibe demokratischen Faschismus, Kapitalismus führe zu Krieg. Nur der Kommunismus könne die Welt noch retten, ist der französische Philosoph Alain Badiou überzeugt. Hoffnung sieht er ausgerechnet in den Vereinigten Staaten. *Von Jürg Altwegg*

Der Weg zum letzten Mohikaner des Marxismus führt in ein bürgerliches Reservat hinter Montparnasse, an der schicken Fondation Cartier vorbei in eine von älteren und gutsituierten Menschen bewohnte Siedlung. Wenn man die ersten drei Tore und Türen nach den Vorgaben der schriftlichen Anleitung passiert hat, kommt der Besucher an einem schwarzen Pförtner vorbei, der für die alten Damen die Post sortiert. Aufzug B, sechste Etage.

Der 1937 geborene Alain Badiou, der hier mit einer Waadtländerin zusammen wohnt und den die Presse als sektiererischen, unverständlichen Dogmatiker, ja Dinosaurier porträtiert, erweist sich als ebenso eloquenter wie freundlicher Gesprächspartner. Badiou war ein führender Kopf des Maoismus. Er hat Romane und Theaterstücke geschrieben. Der Philosophie wandte er sich im fortgeschrittenen Alter zu: um dem Marxismus treu zu bleiben und ihn zu erneuern.

Berühmt wurde Badiou nach dem Tod von Jean-Paul Sartre, Jacques Lacan und der Internierung des marxistischen Theoretikers Louis Althusser, die seine «Meisterdenker» waren und an deren Stelle er trat. Badiou ist der meistübersetzte lebende Philosoph Frankreichs. Er hat soeben ein gleichnamiges Buch über Trump (Presses universitaires de France, PUF) veröffentlicht.

Als Nicolas Sarkozy Präsident wurde, widmeten Sie ihm ein Pamphlet. Jetzt befassen Sie sich mit Trump. Welche Bilanz ziehen Sie nach drei Jahren seiner Amtszeit?

Er wurde als Clown verschrien, doch das Spotten ist allen längst vergangen. Trump hat seine Wahlversprechen gehalten. Er ist eine Ausnahmeerscheinung innerhalb des demokratisch-parlamentarischen Systems. Als Republikaner ist er ein Extremist, den man nicht auf die «Normalität» dieser Partei reduzieren kann. Er sagt etwas und verkündet am Tag danach das Gegenteil. Die wenigen Konstanten in seinem Verhalten wiederum waren nicht voraussehbar. Zum Beispiel seine Anti-Iran-Obsession. Sie beunruhigt längst nicht mehr nur seine vehementen Kritiker und Gegner, zu denen ich mich zähle, sondern sehr viele Zeitgenossen.

Worin bestehen die Gemeinsamkeiten zwischen Trump und Sarkozy?

Trump ist ein grosser Sarkozy, Sarkozy war ein kleiner Trump. Sie verkörpern das

Ende des parlamentarischen Systems. Des- sen Niedergang bringt entweder Führer neuer nationalistischer Bewegungen mit faschistischem Einschlag wie Matteo Salvini oder Extremisten der alten Parteien wie Trump hervor. Es handelt sich um impulsive, launische, narzisstische Figuren, die von sich selbst eingenommen sind und über viel Macht verfügen.

Die Opposition gegen Trump wirkt hilflos.

Es war keine gute Idee, ihn in juristische Händel zu verwickeln. Oder mit einer Prostituierten geschlafen hat? Lächerlich. Damit begibt man sich auf das gleiche Niveau. Den meisten



«Ich kenne viele Leute, die nicht mehr für Macron stimmen würden»: Philosoph Badiou.

seiner Wähler sind seine Frauengeschichten gleichgültig. Die Affäre mit der Ukraine ist gewiss nicht harmlos – aber auch damit wird man Trumps Macht und Bedeutung nicht gerecht. Die Angriffe erlauben es ihm, sich als Opfer zu profilieren – und das ist in der herrschenden Konjunktur die beste Position.

Wie kam es zur Krise der parlamentarischen Demokratie?

Sie entstand aus dem Widerspruch zwischen dem total globalisierten Kapitalismus und der Politik, die nach wie vor auf den Nationalstaat ausgerichtet ist. Diese Krise hatte bereits den Sieg von Berlusconi ermöglicht. Auch Jair Bolsonaro, Narendra Modi in Indi-

en und Emmanuel Macron kamen auf diese Weise an die Macht. Die herrschende Klasse – eine Clique von Milliardären – muss sich nicht mehr mit dem Links-rechts-Schema herumschlagen. Sie kann ihre Macht mit Figuren wie Macron und Trump ausüben. Beide kamen aus dem Nichts und eroberten das höchste Amt im Staat.

Man kennt Sie als Kritiker der demokratischen Wahlen.

Wahlen setzen einen Konsens voraus: dass sich am System nichts ändert. Als Mitterrand an die Macht kam und den letzten Versuch einer sozialistischen Politik wagte, empörte sich der gaullistische Politiker Alain Peyrefitte: Wahlen seien da, um die Regierung auszuwechseln, aber nicht um die Gesellschaft zu verändern. Peyrefitte hatte recht. Für eine Regierungspartei ist es unangenehm, eine Wahl zu verlieren. Die Opposition kommt an die Macht und führt ein paar Reformen durch. Das System aber bleibt unverändert. Auf diese Weise wurde über Jahrzehnte hinweg die Einsicht zementiert, dass es nur eine Vision der Welt geben könne: den liberalen Kapitalismus. Alles andere wird als Katastrophe, Utopie, Kommunismus – als Wahn abgetan. Alle Alternativen zum Kapitalismus sind diskreditiert.

Warum profitiert vor allem die extreme Rechte von der politischen Krise?

Der Kapitalismus hat seit dem Ende der Sowjetunion und dem Scheitern des Sozialismus zu seiner ursprünglichen Verwilderung zurückgefunden und die ideologische Hegemonie erobert: Eine andere Wirtschaftsordnung ist nicht möglich. Von der extremen Linken kommt überhaupt nichts mehr. Es gibt keine Organisation, welche die revolutionäre Hoffnung erneuern könnte. Die Sozialdemokratie befindet sich in einem Prozess der Auflösung. Die kommunistischen Parteien sind praktisch verschwunden. Nur auf Seiten der extremen Rechten sind einigermaßen strukturierte Bewegungen entstanden. Mit Trump, Salvini, Bolsonaro, Modi und Rodrigo Duterte auf den Philippinen haben wir eine herrliche Galerie politischer Monster.

Sie unterstellen Trump und Bolsonaro einen «demokratischen Faschismus». Was meinen Sie damit?

Sie wurden gewählt, sie kamen nicht durch einen Putsch und mit Hilfe der Armee an die Macht. Es geht noch nicht so weit, dass sie Milizen unterhalten, die ihre Gegner zusam-



«Er steht weiter links als seine Zuhörer»: US-Präsidentschaftskandidat Bernie Sanders.

menschlagen. Sie halten sich an die Spielregeln: Trump möchte wiedergewählt werden. Wenn man unter Demokratie freie Wahlen versteht, handelt es sich bei den beiden um Demokraten. Aber auch Hitler und Mussolini wurden gewählt. Die Weltsicht von Trump und Bolsonaro ist eine rechts-extreme und hat mit Demokratie und Menschenrechten wenig zu tun: Beide sind Rassisten und fremdenfeindlich, sie verachten die Frauen. Sie vertreten einen brutalen Kapitalismus. Ihr Kult der eigenen Person, ihre Reden, ihre Vulgarität und ganz besonders ihre Intellektuellenfeindlichkeit sind Ausdruck des faschistischen Dogmas. Ob es eine Gegenbewegung zu diesem Triumph der Reaktionäre gibt, ist angesichts des ideologischen Zerfalls der Linken eher fragwürdig.

Deren Niedergang geht letztlich auf den Mai 68 zurück. Wie war das möglich?

In Frankreich ist dafür weitestgehend die Kommunistische Partei Frankreichs (PCF) verantwortlich. Sie hätte damals neue soziale Schichten erreichen können. Aber sie hatte Angst, fühlte sich bedroht. Statt die Studenten, die in die Fabriken gingen, freudig zu begrüßen und zu unterstützen, hat man diese zusammengeschlagen. Der Mai 68 ist das klassische Beispiel einer verpassten historischen Chance.

Führt der Kapitalismus notwendigerweise zu Krieg?

Der Triumph des Imperialismus und Kolonialismus am Ende des 19. Jahrhunderts und die Rivalität der Grossmächte führten zu Krieg. Die Hegemonie der parlamentarischen Demokratie entstand aus zwei fürchterlichen Weltkriegen. Niemand

kann sich ausmalen, was ein dritter Weltkrieg bedeuten würde. Der Kapitalismus ist auf Konkurrenz und Ausbeutung angelegt. Er ist in seinem Wesen kriegerisch. Es gelingt ihm nicht, eine Weltregierung zu bil-

«Die Unzufriedenheit ist gewaltig. Man kann durchaus von einem Aufstand reden.»

den. Die Staaten vertreten ihre eigenen Interessen und streben nach Hegemonie. Die daraus resultierenden Konflikte können begrenzt bleiben. Aber genauso gut in einen Weltkrieg ausarten.

Ist die Lage in Frankreich revolutionär? Der Hass auf Macron, die Gelbwesten, die wochenlangen Streiks...

Die Unzufriedenheit ist gewaltig. Man kann durchaus von einem Aufstand reden, aber es fehlt die revolutionäre Perspektive. Die Franzosen wissen, was sie nicht wollen: Macron muss weg, die Rentenreform muss zurückgezogen werden. Aber sie wissen nicht, was sie wollen. Es gibt keine Strategie für eine Alternative.

Was streben Sie für Frankreich an? Sie glauben nach wie vor an Ihre «marxistische Hypothese»?

Und wie ich an sie glaube! Ich möchte, dass die Bewegung von einem Bewusstsein besetzt wäre, aus dem eine globale Strategie hervorgehen könnte. Natürlich bin ich Marxist. Aber der Begriff der «marxistischen Hypothese» steht zunächst ganz einfach für die Forderung, dass eine andere Welt als die kapitalistische möglich ist. Wenn es zum

Kapitalismus eine andere als die marxistische Alternative gibt, nehme ich sie gerne – ich kenne keine. Die entscheidende Frage ist doch: Wem gehören die Produktionsmittel? Dieser Aspekt ist in der gegenwärtigen Politik überhaupt nicht präsent. Macron betreibt eine Politik der systematischen Privatisierung, Frankreich wird immer stärker deindustrialisiert. Aber der Massenprotest richtet sich nicht dagegen, sondern gegen die einzelnen Reformen: betreffend Renten, Bahn, Krankenhäuser, Schulen, Anwälte. Die Gelbwesten demonstrierten gegen Abgaben und Steuern. Ich kann in diesem Aufstand des Volks kein politisches Element ausmachen. Wenn man Macron weghaben will, muss man auch wissen: Wen will man an seiner Stelle? Die Einzige, die ihn ersetzen kann, die einzige realistische Alternative ist im Moment Marine Le Pen.

Wenn es erneut zu diesem Duell kommt: Wem geben Sie Ihre Stimme?

Seit dem Mai 68 habe ich mich an keiner Wahl mehr beteiligt. Aber ich kenne viele Leute, die nicht mehr für Macron stimmen würden. Sie taten es, und sie bereuen es. Sie wollen sich nicht ein weiteres Mal für dumm verkaufen lassen. Das ist ein Zeichen und könnte zum Sieg von Marine Le Pen führen.

Gegen Trump setzen Sie auf Bernie Sanders – und vielleicht führen demokratische Wahlen für einmal zu einer radikal anderen Politik?

Ich habe ihn an einem Wahlmeeting in Boston beobachten können. Er steht weiter links als seine Zuhörer, die Amerikaner sagen: Er ist sozialistischer. Er bekam immer dann viel

Applaus, wenn er Themen anspricht, bei denen – unter seinen Anhängern – weitgehend Konsens herrscht: Feminismus, gesellschaftspolitische Fragen, Umweltschutz, Krankenversicherung. Da ist das Publikum mit ihm einig. Dass es zu weiten Teilen aus Jugendlichen besteht, ist für die Zukunft ermutigend. Aber wenn es um das System geht, um Verstaatlichungen, die Vermögenssteuer, um Massnahmen gegen die Privatwirtschaft – dann fallen die Reaktionen der Studenten sehr viel zurückhaltender aus. Bernie Sanders ist kein Kommunist. Auch kein Marxist. Ich würde sagen: Er ist ein aufrechter Sozialdemokrat.

Kann er gewinnen?

Das Establishment empfindet ihn als Bedrohung. Ich machte bei ihm eine gesunde Portion von verbaler Gewalt gegen das amerikanische System aus. Er hat ein interessantes Programm, und Sanders weiss um die Bedeutung der Bundesstaaten in der Industrieregion, im «Rostgürtel», in dem Trump die Wahl gewann. Er will sie zurückerobern. In Boston appellierte er an die Jugend, sich als gesellschaftspolitische Macht zu konstituieren, zu den Arbeitern zu gehen und mit ihnen zu diskutieren. Er tat dies mit einem Enthusiasmus und Eifer, der mich an Mao erinnerte.

Für Sie ist Sanders der beste Kandidat gegen Trump?

Man wird ihn mit allen lautereren und unlautereren Mitteln bekämpfen. Die Demokraten werden sich sagen, dass sie mit einem gemässigeren Kandidaten bessere Karten haben. Aber genau das ist eine Fehleinschätzung: Die beste Antwort auf Trump ist Bernie Sanders. Bei beiden handelt es sich um Figuren, die nicht der «Normalität» ihrer Partei entsprechen. Sanders ist bei den Demokraten ein «Extremist».

Und dieses Mal verkörpert nicht mehr Trump, sondern Sanders die «Neuheit» und die Subversion gegen das System.

Alles Linke und Linksextreme ist in Amerika weitgehend verpönt. Doch inzwischen entsteht eine neue, breitere politische Kultur. Es wird möglich, von Sozialismus zu reden. Denn auch hier wird man sich bewusst, dass es eine Alternative zum Kapitalismus braucht. In Europa ist die Linke ermüdet und geschwächt, in Amerika kann sie von ihrer subversiven Schubkraft profitieren. Ausgerechnet in den Vereinigten Staaten gibt es heute eine linke Figur, die eine grosse Rolle spielen kann und sich durch eine gewisse Radikalität auszeichnet. Solche Leader kamen im Allgemeinen eher aus Frankreich oder Italien. Ein Sieg von Bernie Sanders ist nicht völlig unrealistisch. Es wäre jedenfalls eine gute Nachricht: Eine neue Etappe in der Geschichte der politischen Auseinandersetzungen würde beginnen.



«Ich weiss ja nicht, wie die Idee durch meine Hand aufs Papier laufen wird»: Zeichner Heidelberg.

Bücher

Wie schaut «Längizyti» aus?

Der Illustrator Nikolaus Heidelberg beeindruckt mit enormer Schaffenskraft und einem einzigartigen Gespür fürs Erzählen. *Von Thomas Bodmer*

Wie macht der Mann das? In den letzten Monaten erschienen gleich vier Bücher mit Bildern von Nikolaus Heidelberg, und eines ist besser als das andere. Uns Schweizern am nächsten liegt wohl Sofia Blinds «Wörter, die es nicht auf Hochdeutsch gibt. Von Ansheuseln bis Zurückdummen». Es umfasst fünfzig Wörter aus deutschen, österreichischen und schweizerischen Dialekten, Wörter, die für ihre Benutzerinnen und Benutzer eine ganz klare Bedeutung haben, die sich aber nicht übersetzen, sondern nur umschreiben lassen.

Da hätten wir beispielsweise «schnäderfräsig», was als «sehr wählerisch, was das Essen angeht» definiert wird. Sofia Blind, die eine Menge Menschen und Wörterbücher konsultiert hat, weiss, dass man in Norddeutschland dafür «krüsch» sagt, auf Bayerisch «hählmäulig» und auf Kurpfälzisch «schnegisch». Die Frau auf Heidelbachs Illustration verzieht das Gesicht so, als sagte sie «krüsch», doch für uns Schweizer Rosinenpicker ist unser Wort natürlich das schönste. Das Bild zu «Längizyti» ist

so sehnsuchtsvoll, dass es auch als Umschlagmotiv des Buchs verwendet wurde: Da blickt ein Mädchen übers Meer direkt auf die Schweizer Alpen. Ganz im Sinne von Sofia Blinds Hinweis, dass das berndeutsche Wort für «wehmütige Sehnsucht» am ehesten mit dem portugiesischen «saudade» vergleichbar sei.



Wehmütige Sehnsucht, «saudade» oder «Längizyti».

Dass jemand «heimlifeiss» ist, zeigt uns der Maler dadurch, wie ein Mann seine Hände in die Hosentaschen gesteckt hat – was diese wohl für Reichtümer bergen? Oder dadurch, wie er uns aus den Augenwinkeln anschaut. Er muss aber auch «spienzle», was im Berndeutschen bedeutet, dass man etwas scheinbar unabsichtlich zeigt. Und so trägt er seine Prunkuhr halt an einer ungewohnten Stelle. Wer nicht weiss, was er zu Weihnachten verschenken soll, greift gern zu Anthologien mit Weihnachtsgeschichten. «Nichts als Weihnachten im Kopf» heisst die neuste, und sie umfasst Erzählungen und Gedichte, unter anderen von Nobelpreisträgerin Olga Tokarczuk, Tucholsky, Ringelnatz und Jonathan Franzen. Wie kann man einem so ausgelaugten Thema noch neue Einfälle abgewinnen, zumal Heidelberg bereits



Neue Einfälle: Der Tannenzweig-Schnauz.

«Verdammt, das ist ja noch viel besser, als ich es in Erinnerung hatte!»

2007 zusammen mit dem Koch Vincent Klink und dem schreibenden Berserker Wiglaf Drost ein Weihnachtsbuch herausgegeben hat?

So: Dermassen durchdrungen ist ein Mann von Weihnachtsstimmung, dass sein Schnurrbart sich in zwei Tannenzweiglein verwandelt. Oder so: In der Tür steht das Klischee eines Weihnachtsmanns mit Rauschebart und Bischofsstab. Aber die Ohren, die hinter dem Bart hervorlugen, sehen nicht sehr menschlich aus. Und das gilt erst recht für seinen linken Fuss. Doch solche Dinge sieht man erst auf den zweiten Blick. Und auf den dritten erst fällt auf, dass auch mit den Augen dieses Nikolauses etwas nicht stimmt. Kein Wunder, ist der so brummig drauf.

Ungerer in Tränen

Sieht man sich Heidelbachs Weihnachtsbilder an, kommt es einem vor, als habe ein Lyriker auf so abenteuerlichen Umwegen «Herz» auf «Schmerz» zu reimen vermocht, dass er diesem abgedroschenen Paar doch noch etwas Überraschendes abgetrotzt hat. Doch die Ideen sind nur das eine. Mindestens so wichtig ist, wie der 1955 geborene Künstler sie malerisch umsetzt. Er sagt dazu: «Wenn ich einen Einfall habe, brenne ich darauf, ihn gemalt zu sehen. Ich weiss ja nicht, wie die Idee durch meine Hand aufs Papier laufen wird. Das gehört für mich zum grössten Spass an der Pinselei, dass ich mich frage: «Wie wird das denn jetzt?»»

Hier müssen wir kurz in die Vollen gehen: Ausser Fernando Botero gibt es zurzeit keinen

Maler, der Haut und Fleisch so warm und lebendig wiederzugeben vermag wie Nikolaus Heidelberg. Überhaupt ist er ein Meister der Stofflichkeit: In seinen Bildern zu Michael Köhlmeiers 816-Seiten-Buch «Die Märchen» kommt ein Gürtel vor, der mit dem Protagonisten Sebastian Inwendig spricht. Wie der Maler da die kalte Härte des Metalls gegen die Wärme und Geschmeidigkeit des Leders absetzt, das macht ihm so schnell keiner nach.

Deswegen wird Nikolaus Heidelberg auch von anderen Malern und Zeichnern hoch geschätzt: Der 1929 geborene Hans Traxler sagte in einer Laudatio, jedes Mal, wenn er ein Heidelberg-Blatt nach längerer Zeit wiedersehe, sage er sich: «Verdammt, das ist ja noch viel besser, als ich es in Erinnerung hatte!» Und von Tomi Ungerer wird erzählt, er sei beim Anblick eines Bilderbuchs seines 24 Jahre jüngeren Kollegen in Tränen ausgebrochen. Das ist insofern nicht ganz unwichtig, als Ungerer zu Heidelberg's erklärten Vorbildern gehört.

Für Kinder?

Doch zurück zu Köhlmeiers Märchen. Im Verlauf von «Sebastian Inwendig» gerät der Protagonist immer wieder in unerträgliche Situationen. Um diese abzuwenden, gibt er eine Wahrnehmungsmöglichkeit nach der anderen ab. Am Schluss kann er weder riechen noch hören, noch sehen, noch schmecken, noch spüren. Doch wir Betrachter von Heidelberg's Gürtel haben das Gefühl, dessen verschiedene Materialien förmlich spüren und riechen zu können.

Sind Köhlmeiers Märchen für Kinder? Nein, sind sie nicht. Denn sie sind noch brutaler als die grimmschen, und im Gegensatz zu jenen spart der Österreicher auch die Sexualität nicht aus: Gleich in den ersten beiden der 151 Texte geht es um Inzest, wobei pikanterweise nur der Mob der Mitmenschen daran Anstoss nimmt. Die Natur hingegen verbrüdet, respektive verschwistert sich mit den regelwidrigen Liebespaaren. Grosse Literatur sind Köhlmeiers Märchen aber allemal.

Sehr wohl für Kinder ist das Bilderbuch «Alma und Oma im Museum», zu dem Heidelberg – ein exzellenter Erzähler – auch die Geschichte verfasst hat. Die beiden Titelheldinnen besuchen darin das Kölner Wallraf-Richartz-Museum, wobei die kleine Alma bald allein mit ihrem Kopfhörer unterwegs ist: Die Grossmutter nämlich verfügt über magische Kräfte, dank denen sie in Bilder hineinspringen kann.

Und dort muss sie Alma suchen. Das Buch funktioniert somit auf zwei Ebenen: Wir folgen Heidelberg's Geschichte, und zusammen mit dem kleinen Mädchen erkunden wir Meisterwerke der mittelalterlichen Malerei. Vor Stefan Lochners «Muttergottes in der Rosenlaube» ertönt in Almas Kopfhörer Omas Stimme: «Geh ruhig näher ran, dafür hat sich der Maler so viel Mühe gegeben.» Alma: «Für mich?» «Für alle und für dich», sagt Oma. «Das wusste ich gar nicht.» «Dann weisst du es jetzt. Maler malen für Leute, die genau hingucken.»

Das freilich tun keineswegs all die Museumsbesucher. Auf einem der stärksten Blätter des Buchs betrachtet Alma eingehend ein Weltgericht. Sie will schliesslich herausfinden, wo die Oma sich diesmal versteckt hat. Gleichzeitig trampeln ein Mann und ein Junge vorüber, beide mit ihren Smartphones filmend, ohne dabei das Bild überhaupt anzusehen.

«Alma und Oma im Museum» ist nicht nur ein Buch darüber, was es einem bringt, wenn man genau hinguckt. Hier wird auch deutlich, worum es dem Maler Heidelberg mit seiner eigenen Kunst geht. Als Alma vor einer Darstellung der Leiden Hiobs steht, fragt sie: «Und die vier Ekligen links, was ist mit denen?» «Von denen kannst du was lernen. Die stehen da, als gehörten sie in die Landschaft, obwohl es solche wie die in der Natur gar nicht gibt. Die tun so, als wären sie normal. Als wäre es völlig normal, dass vier widerwärtige, böartige und gemeine Ungeheuer zum Leben dazugehören.»

«Aber in Wirklichkeit gibt es die gar nicht?» «Stell sie dir mal in Anzügen vor.» «Lieber nicht», sagt Alma. Aber Heidelberg stellt sich so was gerne vor – und zeigt uns, wie ein mittelalterlicher Dämon aussähe, wenn er im Museumscafé als Kellner arbeitete.

Bestimmt wird es wieder Erwachsene geben, die finden, so etwas dürfe man keinem Kind zumuten. Aber es wird noch viel mehr Kinder geben, die sich von Heidelberg ernst genommen fühlen und «Alma und Oma im Museum» immer wieder anschauen wollen.



Wo hat sich Oma versteckt? Heidelberg's Welt.

Sofia Blind: Wörter, die es nicht auf Hochdeutsch gibt. Von Anseuseeln bis Zurückdummen. Dumont. 112 S., Fr. 28.90

Céleste Blum (Hrsg.): Nichts als Weihnachten im Kopf. Kampa. 218 S., Fr. 36.90

Nikolaus Heidelberg: Alma und Oma im Museum. Beltz & Gelberg. 48 S., Fr. 24.90

Michael Köhlmeier: Die Märchen. Carl Hanser. 816 S., Fr. 78.–



Rastloser Trip: Howard Ratner (Adam Sandler, r.) in «Uncut Gems».

Netflix

Wahnsinn auf dem Zucker-Schlachtfeld

Adam Sandler als hemmungsloser Spieler und Betrüger in einem Film, der wie ein Wirbelsturm daherkommt. «Uncut Gems» hätte einen Oscar verdient gehabt. *Von Wolfram Knorr*

Der Kerl ist ein Maniac, ein Junkie, ein Psycho. Sein Leben ein einziges permanentes, unheilbares Wettfieber. Sein Tagesablauf: unentwegte Aufschneidereien, Schacherien, Deals. Howard Ratner (Adam Sandler) ist Juwelier – sein Laden liegt mitten im Diamond District von Manhattan – und der Mann der Stunde: das entfesselte Produkt der donaldtrumpfschen «Deal or No Deal»-Ära. Der jüngste Netflix-Film, «Uncut Gems», (deutscher Titel: «Der schwarze Diamant») ist ein ausser Rand und Band geratener Amoklauf über ein Leben, das Ratner wie einen Krieg führt – mit sich als Gewinner, obwohl er nur verliert. Seine Schlachteinsätze sind Wettabschlüsse; er kreist sie ein, visiert sie an, setzt alles auf Sieg.

Der Kampf beginnt, und sein Adrenalin wird zur Feuerkraft. Meistens verliert er die Schlacht, aber nicht den Krieg: Howard Ratner erzockt, erschwindelt, erlabert sich sofort anderswo Munition, sprich: Moneten, und setzt zu einem neuen Kampf nach dem Gefangene-werden-nicht-gemacht-Motto an; egal, wie hoch die Verluste sind, und sein Schuldenberg wächst, und sein Kredithai Arno (Eric Bogosian) jagt hinter ihm her und gibt ihm eins auf die Mütze. «Fuck» ist das Etikett für den Glücksspiel-Irren, der das Geld wie Seifenschaum in einer sich leerenden Badewanne

mit Goldhähnen vergurgelt. Wurscht. Die Wanne wird wieder gefüllt, inklusive Seifenschaum.

Beim Gesang der Sirenen

«Uncut Gems» von den Brüdern Benny und Josh Safdie («Good Time») ist eine rasende Tour de Force durch den urbanen Dschungel Manhattans. Wo immer sich Ratner gerade aufhält, in seinem Laden, auf der Strasse, in Apartments, mit wem er gerade schwafelt oder am Smartphone keift, es geht nur um Wetteinsätze, und immer schnürt irgendeiner hinter ihm her, um endlich eintreiben zu können, was dieser Maulheld ihm vorher aus den Rippen geleiert hat.

Howard Ratner ist ein Gehetzter, ein vom American Way of Life Getriebener, dem der Profit aus seinem Juwelierladen nicht reicht; der eine Geliebte finanzieren, eine Familie mit fordernden Kindern und einer rabiaten Noch-Gattin (Idina Menzel) zufriedenstellen und dicke SUVs fahren muss; der seinen Sprösslingen die neuesten Gadgets, der Gattin die protzigsten Klunker und der Geliebten Luxus-Rendezvous zu bieten hat – und vor allem auch bieten will. Howard ist, um das Mass voll zu machen, ein Schwindler, auf dessen Nase eine teure Brille sitzt, an dessen Arm, Fingern und Hals pompöser Diamantenklimbim hängt, um seine Grösse wie eine Signalanlage

zu präsentieren: Hier kommt mit Tatütata ein Mr. Universe, ein Odysseus, der sich beim Gesang der Sirenen nicht an den Mast bindet, sondern ihnen ruck, zuck schnelle Deals anbietet; ein Schaumschläger-Zauberer, der mit jedem um Oz wettet.

Das Ziel hofft er endlich mit einem zwar windigen, aber dicken Geschäft zu erreichen: Aus den Diamantminen Äthiopiens lässt er sich einen geklauten schwarzen Opal in seinen nach allen Regeln der Kunst gesicherten New Yorker Laden schmuggeln. Ratner hofft, dass dieser bei einer Versteigerung mindestens eine Million Dollar bringen könnte. Potz Blitz, was für ein Hammergeschäft! Nur ist Ratner leider, trotz aller Sicherheitsanlagen in seiner Juwelierkutsche, eine Schwatzbude. Folglich weiss bald jeder vom Opal, seine Gläubiger und der Basketball-Star Kevin Garnett (der sich selber spielt). Der besucht mit seiner Entourage den Juwelier, um seine teuren Ohringe auf Hochglanz bringen zu lassen, da hält ihm Howard den Glitzerbrocken vor die Nase. Garnett, der gerade vor einem Spiel steht, sieht im Opal einen Glücksbringer und will ihn für einen Tag ausleihen.

Peinlichkeit kennt er nicht

Ratner will nicht, lässt sich dann vom Star überquasseln, sieht einen fetten Wettgewinn, erschwindelt sich dafür die Moneten, setzt sie, gewinnt und setzt den Gewinn sofort wieder, labert seinen Buchmacher platt, bei dem er in der Kreide ist, wird von seinen Gläubigern heimgesucht, auch von Arno und dessen Brutalo-Kumpels, die sich nicht abwimmeln lassen, zuschlagen, Howard entkleiden und ihn nackt in den Kofferraum seiner Karre stopfen. Peinlichkeit kennt er nicht; kaum von der fassunglosen Gattin befreit, setzt er sogleich – hechel, hechel – wieder zum Krähen an, telefoniert und verspricht wieder irgendwas – Ratners Wett-Rennen wird kreuzgefährlich, aber der wolkenkratzererherne Krachschädel ist völlig unfähig, seine selbsthypnotisch glücksgierige Betriebsnudeligkeit aufzugeben.

«Uncut Gems» erinnert zum einen an die frühen, «entfesselten» Filme von John Cassavetes («Shadows», 1959) und gemahnt zum anderen ein wenig an die literarische Vorgehensweise von James Joyce im Roman «Ulysses»



Fassunglos: Gattin Dinah (Idina Menzel).

mit seiner Distanzaufhebung zwischen Erzählendem und Leser, dem legendären «Bewusstseinsstrom», der direkt in die Gedankenwelt der Figuren führt. Klar, ein Film kann die Distanz nicht aufheben, aber was die Brüder Safdie, Co-Autor Ronald Bronstein, die Crew (zu der auch eine Menge Laien gehören), allen voran natürlich Adam Sandler und Kameramann Darius Khondji («Amour», «Midnight in Paris»), leisten, um dem nahezukommen, nimmt einem fast den Atem. Um Ratners ma-

Ratners herumdampfwalzende egozentrische Wettsucht ist von knochentrockener Amoral.

nische Verzwirbeltheit physisch und emotional nachempföndbar zu machen, bleibt die Kamera ewig in Bewegung, und die Close-ups bohren sich quasi in Sandler's verquere Hirnwindungen, aus denen sein schleifend zerfliessender Sprechduktus mittels seines wundgegrinsten Mundes schliert.

Ratners herumdampfwalzende egozentrische Wettsucht ist von knochentrockener Amoral. Sein Reichtumswahn knallt mit der Realität derart zusammen, dass die Splitter quer durch seine Beziehungen fliegen und alle treffen. Ein kleiner Mann ganz gross, und Adam Sandler, der bisher eher in seichten Kaulauer-Rollen in Erinnerung ist, gibt ihm eine beunruhigende, süchtig machende, kräftezehrende Statur. «Uncut Gems» folgt fast naturalistisch dem Soziopathen auf seinem rastlosen Trip. Wie improvisiert wirkt seine tägliche Hatz, voll ständiger Handlungsänderungen und Brüche, ist in Wahrheit aber kalkuliert, traumhaft sicher in Szene gesetzt – bis zum gallig-makabren Nashorn-Humor. Es bleibt ein Rätsel, warum der Film bei den Oscars unberücksichtigt blieb. ★★★★★

Knorr's Liste

1	Parasite Regie: Bong Joon Ho	★★★★★
2	Jagdzeit Regie: Sabine Boss	★★★★☆
3	The Peanut Butter Falcon Regie: Tyler Nilson / Michael Schwarz	★★★★☆
4	1917 Regie: Sam Mendes	★★★★☆
5	J'accuse Regie: Roman Polanski	★★★★☆
6	Platzspitzbaby Regie: Pierre Monnard	★★★★☆
7	Little Women Regie: Greta Gerwig	★★★★☆
8	Knives Out Regie: Rian Johnson	★★★★☆
9	Jojo Rabbit Regie: Taika Waititi	★★★★☆
10	Les misérables Regie: Ladj Ly	★★★★☆



Körzis Hollywood

Hollywood liebt das coole Berlin

Von «Tarantino's Bar» bis zur Berlinale. Von Norbert Körzdörfer

Wenn man den Oscar gewinnt, fährt man – mit Limos oder Uber-Luxus – zu Partys, heim nach Malibu, Beverly Hills, New York, vielleicht London; oder, sensationell, nach Seoul.

Aber ein Oscar flog auch nach Berlin.

Hildur Guðnadóttir, 38, jettete, mit Umsteigen, nach Berlin-Tegel, den besten Airport der Welt (gebaut vor 9/11). Handgepäck durchleuchtet: 3,7 Kilo Zinn, vergoldet.

Die faszinierende Frau aus Island gewann für den verwirrenden Soundtrack des Comic-Thrillers «Joker» (eine Milliarde Dollar Kino-Kasse).

Sie lebt, liebt und komponiert in einer metropole in the making: «An alle Mädchen, Frauen, Mütter und Töchter, die Musik in sich brodeln hören! Bitte erhebt eure Stimmen! Wir müssen eure Stimmen hören!» – der Berlin-Sound.

Berlin ist heute arm, links, atheistisch, türkisch, cool, sexy, billig, teuer, anarchistisch und international *the place to be*. Die 70. Berlinale ist das Filmfestival Nummer fünf auf der Welt, nach Cannes, Venedig, Toronto und Sundance, aber das grösste Publikumsfestival und die coolste Party.

Warum liebt Hollywood das schräge Berlin?

George Clooney lebte drei Monate im «Soho House» (Küche, Billard, Bar): «Es ist eine verschmelzende Grenzstadt, die Ost und West verbindet – faszinierend. Nur viel zu kalt!»

Quentin Tarantino hat hier seine eigene Kneipe: «Tarantino's Bar». Hier feierte er nach der Europa-Premiere von «Once Upon a Time... in Hollywood» mit viel Tequila.

Brad Pitt hat hier Architektenfreunde, die sein Steinhaus in L.A. gebaut haben. Seine Kinder gingen hier sogar in eine internationale Schule («Metropolitan»).

Tom Cruise («Operation Walküre») liess im «Regent»-Hotel Mauern rausreissen für sein Gym, sass jeden Abend im

«Borchardt»-Séparée – und ass Schnitzel. Im Helikopter flog er zum Set.

Tom Hanks («Bridge of Spies») wohnte einen Monat im «The Ritz-Carlton» am Potsdamer Platz und wanderte durch Berlin («Mit Brille und Mütze bin ich ein Tourist!»).

Auf der Glienicke-Brücke in Potsdam trafen er und Filmgenie Steven Spielberg um fünf Uhr früh bei zehn Grad minus die Kanzlerin Angela Merkel: *History meets Hollywood*.

Matt Damon wohnte für «The Bourne Supremacy» in der Nähe des Reichstags und sprang als Stunt von der S-Bahn-Brücke der Friedrichstrasse. Berlin fungierte als Fake-Moskau!

Berlin ist für Amis morbide, das neue Prag. Berlin ist Babylon, Hitler, das «Berghain» und Studio Babelsberg – Europas Hollywood (und älter als Hollywood).

Emil Jannings («Der blaue Engel») war 1929 der erste Oscar-Preisträger überhaupt. Doppel-Oscar-Star Christoph Waltz («007 – No Time to Die») hat immer noch seine Wohnung am Savignyplatz und sitzt happy in der «Paris Bar».

Aber die Stammkneipe der Stars bleibt das «Borchardt» am Gendarmenmarkt – der Nabel der Berliner Society und Politik. Bruce Willis fragt mich manchmal: «Wie heisst noch mal dieser «Schnitzel-Place» mit dem Mamormosaik-Fussboden? Ich hab meiner Tochter Rumer davon erzählt, und die liebt Berlin.» Das «Borchardt» ist quasi die «Polo Lounge» von Berlin-Mitte. Iris Berben, die letzte deutsche Diva, die unglaubliche siebzig wird, hat ihr Penthouse um die Ecke und ihren Mini in der Tiefgarage. Der grosse Dieter Kosslick wurde in zwanzig Jahren zur Berlinale-Legende (Hut und roter Schal). Die Berlinale ist sein Vermächtnis. Berlin als Mini-Hollywood. Wenn es nur nicht so kalt wäre.

Norbert Körzdörfer ist Journalist und Schriftsteller.

Mr. Valsers kurvenreiches Leben

Aus einer beschaulichen Berner Brauerei hat Donald Marc Hess ein Wein- und Kunstimperium erschaffen, das bis nach Kalifornien und Argentinien reicht. Jetzt führen seine Schwiegertöchter die Geschäfte. Sie setzen neue unternehmerische Akzente. *Von Florian Schwab*

Er ist der Erfinder des Valsers-Wassers, ein Ökologischer Weinpionier, der Entdecker des Napa Valley, potenter Kunstsammler und Pfeifenraucher, und sein Weinimperium erstreckte sich bis nach Argentinien, Australien und Südafrika. Aber was macht Donald Hess heute? Um den schweizerisch-amerikanischen Doppelbürger ist es ruhiger geworden. Aus dem Tagesgeschäft hatte er sich in Etappen zurückgezogen; im Jahr 2002 übergab er die Führung zeitweise an ein externes Management. 2015 kündigte er abermals seinen operativen Rückzug an.

Doch erst vor drei Jahren hat sich der Ausnahmeunternehmer, wie es aussieht, endgültig aus dem Management seines weitverzweigten Wein-, Kunst- und Immobilienimperiums verabschiedet. Und aus der Öffentlichkeit. Seine Firmen hat er aufgesplittet und der nächsten Generation weitergegeben. Tragende Säulen sind die Ehemänner der beiden Töchter von Hess' zweiter Ehefrau, Ursula.

Auf Wassersuche

Nein, Donald Hess, 83, gebe keine Interviews, heisst es auf Anfrage. Die Wintermonate verbringe der Patron gemeinsam mit seiner Frau auf der Insel Mauritius im Indischen Ozean. Immerhin: Auf der Bilanz-Liste der reichsten Schweizer von letztem Dezember ist Donald Hess mit Familie nach wie vor höchst präsent: 600 bis 700 Millionen Franken Vermögen, mit «Wein, Kunst, Immobilien».

Wer das Schweizer Hauptquartier von Hess in Köniz bei Bern besucht, kommt an einen historischen Ort. Hier begann im Jahr 1844 im früheren Industriequartier Liebefeld die faszinierende Erfolgsgeschichte der Dynastie: Johan Heinrich Hess, ein Spross von Einwanderern vom Tegernsee, gründete die Steinhölzli-Brauerei und Mosterei. Das ehemalige Fabrikgebäude, in dem sich heute Büros befinden, wirkt ein wenig wie ein überdimensioniertes Berner Patrizierhaus. Im Innern ist es betont grosszügig, hell und modern eingerichtet.

Im obersten Stock der ehemaligen Steinhölzli-Mälzerei werden wir von Christoph Ehrbar begrüsst, Geschäftsführer und Verwaltungsratspräsident von The Hess Group, wie die Firma in Köniz heute heisst. Er ist der Schwiegersohn von Donald Hess, seit 2009 verheiratet mit dessen Stieftochter Larissa, die auch im Unternehmen mitwirkt. Bevor er die Geschäftsführung übernahm, hatte der Betriebswirt vier Jahre lang als rechte Hand von Hess gewirkt.



«Du musst deine Fehler selber machen»: Patron Hess mit Gattin Ursi.

«Die Zusammenarbeit mit Donald war eine wahre Freude», berichtet Ehrbar. Bis heute sei sein Schwiegervater geistig enorm beweglich und «offen für Veränderungen». Solche gab es in der abwechslungsreichen Unternehmerrgeschichte von Hess zuhauf. Der Mut, alte Zöpfe abzuschneiden und etwas Neues zu beginnen, zieht sich wie ein roter Faden durch seine Biografie.

Donald Marc Hess wurde 1936 geboren. Sein Vater war Bierbrauer in achter Generation, seine Mutter eine schottischstämmige New Yorkerin. Als Hess zwanzig Jahre alt war und gerade die Bierbrauerakademie in München besuchte, starb sein Vater unerwartet. Mit zwanzig Jahren wurde der Sohn somit unsanft in den Führerstand der Firma katapultiert. Als eine der ersten Amtshandlungen versties er gegen ein ehernes Geschäftsprinzip seines Vaters («Man darf alles verkaufen, nur Grundbesitz nicht»), indem er ein zu Steinhölzli gehörendes Weingut in der Romandie veräusserte.

Revolution in Kalifornien

Damals überzog das Bierkartell wie Mehltau den Schweizer Getränkemarkt. Gebiets- und Preisabsprachen verunmöglichten grössere Expansionen. Nachdem sich Hess einige Jahre als Revoluzzer gegen das Kartell betätigt hatte,

beschloss er, in ein neues, nicht kartellisiertes Geschäft vorzustossen: 1961 erwarb er die Nutzungsrechte an der St. Petersquelle in Vals. Die Nutzung der Quelle baute er mit der Marke Valser sukzessive zu einem führenden Mineralwasserunternehmen mit Schweizer Marktanteil von gut 20 Prozent aus. 1986 verkaufte er die Steinhölzli-Brauerei. Und 2002 verkaufte er Valser an Coca-Cola. Zu einem Preis, der dem Vernehmen nach fantastisch war.

Szenenwechsel nach Kalifornien. Eine beinahe klösterliche Atmosphäre liegt über dem grosszügigen Weingut im Napa Valley. Das efeubewachsene, charmant in die Landschaft eingebettete Gebäude mit Degustationsräumen zieht täglich Besucher von nah und fern an. Obwohl nur eine gute Autostunde von San Francisco entfernt, hat man den Eindruck von totaler Abgeschlossenheit. Kaum ein Mobilfunksignal erreicht «The Hess Collection».

Zum Weingeschäft kam Hess im Jahr 1978 wie die Jungfrau zum Kind. Er hatte gerade ein aus dem Besitz seines Vaters stammendes Hotel in Marokko verkauft und sich mit einem Mitarbeiter in die USA begeben, um dort eine Mineralwasserquelle zu suchen. Nachdem die beiden monatelang erfolglos das Land durchstreift hatten, endete ihre Reise am Mount Veeder im Napa Valley. Über die vergebliche

Wassersuche frustriert, leerten sie zwei Flaschen des lokalen Weins, der sie geschmacklich sehr positiv überraschte.

Umgehend erwarb Hess seine ersten Grundstücke. Es war lange vor dem grossen Napa-Valley-Boom. Grundstücke waren für einen Dollar pro Quadratmeter zu haben. Zudem führte Hess eine für Kalifornien revolutionäre Neuheit ein: die Steillage. Bis dahin wurden hier die Reben nur in der ebenen Talsohle kultiviert. Mit durchschlagendem Erfolg: Die vom mittleren Segment bis ins Spitzensegment reichenden Weine von Hess in Kalifornien erzielen regelmässig Spitzenbewertungen.

Im Jahr 1996 folgte eine öffentlichkeitswirksame, kontroverse Scheidung von Hess' erster Ehefrau, Joanna, die sich übervorteilt sah. Donald Hess dagegen betonte, es gehe darum, das Familienvermögen zusammenzuhalten. Fünf Jahre später heiratete er zum

«Der Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht sorgt für ein frisches Geschmacksprofil.»

zweiten Mal und kündigte einen geschäftlichen Teilrückzug an. Das von ihm eingesetzte Management kaufte in Australien den börsenkotierten Weinhersteller Peter Lehmann Wines und in Südafrika das Weingut Glen Carlou.

Diese Beteiligungen wurden 2016 verkauft. Schwiegersohn Christoph Ehrbar erklärt die Beweggründe: Im Fall Australiens habe es zu Beginn der 2000er Jahre einen gewissen Hype um australische Weine gegeben, der sich aber als nicht nachhaltig erwies. Vor allem habe sich der australische Dollar markant aufgewertet, so dass die Weine weniger konkurrenzfähig wurden: «Wir mussten immer wieder Geld einschliessen.» Der Ausflug nach Australien war teuer – beim Kauf anno 2003 war Peter Lehmann noch 103 Millionen US-Dollar wert, beim Verkauf musste sich Hess mit 49,5 Millionen begnügen. «Rückblickend muss man auch sagen, dass sich die eher grossindustrielle Produktion von Peter Lehmann schlecht mit unserer Firmenphilosophie vertragen», so Ehrbar. Im



Ökologische Verbesserungen:
Schwiegersohn Christoph Ehrbar.

Fall Südafrikas sei es fast umgekehrt gewesen: Die Produktion war so klein, dass man damit «kaum die Reisespesen herausholen konnte». Zudem sei die politische Lage in dem Land für ausländische Investoren zunehmend unsicherer geworden.

Heute ist die Weinsparte zweigeteilt. Das berühmte kalifornische Weingut im Napa Valley, wo auch der Hauptteil von Hess' Kunstsammlung ausgestellt ist, dirigiert dessen zweiter Schwiegersohn Timothy Persson, der mit Stieftochter Sabrina verheiratet ist. Währenddessen leitet Ehrbar von Köniz aus die aufstrebenden Colomé-Weingüter in der Provinz Salta, Argentinien.

Adelung durch Weinpapst Parker

Der Kauf von Colomé 1999 war ein weiterer unternehmerischer Glücksgriff von Hess. Die Weingüter umfassen teilweise über 190 Jahre alte Reben. Aufgrund der hohen Lage (zwischen 1700 und 3111 m ü. M.) ergeben sie sehr elegante Weine. «Der grosse Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht sorgt für ein sehr frisches Geschmacksprofil», sagt Christoph Ehrbar. Das Spitzenmodell des Hauses, ein passenderweise «Altura Maxima» genannter Malbec, erzielt bei Robert Parker bis zu 97 Punkte.

Profitabel sei Colomé erst seit rund drei Jahren. «Der Vorteil ist, dass wir beim Familienunternehmen in langen Zeiträumen denken.» Der Abstieg des Weinproduzenten Robert Mondavi im Napa Valley habe begonnen, als das Unternehmen an die Börse gegangen sei. «Wein kann man nur als Familie langfristig erfolgreich machen.» Die typische Hess-Unternehmens-DNA beschreibt Ehrbar so: «Geld ist nicht das Wichtigste, sondern Begeisterung für das, was man tut.» Lange bevor es modern war, grün zu sein, legte Hess Wert auf ökologische Herstellung. Hess bezeichnete seine Firma einmal als «erste grüne Holding» der Schweiz. Mitte der 1990er Jahre war Hess der Gründungspräsident des Schweizer Ablegers der Umweltorganisation Green Cross.

In den nächsten Jahren möchte sich Ehrbar auf eine weitere ökologische Verbesserung der Produktion in Argentinien konzentrieren. In seinem Gebiet des Hess-Imperiums spielt der Wein aber nicht die Hauptrolle. Aus der Steinhölzli-Brauerei mit zu Spitzenzeiten fast zwanzig Restaurants ist ein ansehnliches Immobilienportfolio erwachsen. Neben der Verpachtung der verbleibenden sechs Restaurants hat Ehrbar in Richtung von Wohnungen, Büros und Umnutzungen zuvor unwirtschaftlicher Liegenschaften diversifiziert.

Ob er seinen Schwiegervater ab und zu um Rat frage? «Sehr häufig sogar!» Donald Hess antwortete dann: «Ich würde es so oder so machen – aber ich habe viel falsch gemacht. Du musst deine Fehler selber machen.» ○

Jazz

To Sing the Song

Von Peter Rüedi

Die Posaune ist ein Instrument mit zwei Seiten. Ihre brachiale Natur lebte sie in den Pionierzeiten von New Orleans aus, als sie für den Unterbau des improvisatorischen Kollektivs (mit Trompete und Klarinette) sorgte und mit markanten Glissandi die filigrane Melodik konterkarierte. Kid Ory war der grosse Exponent dieser Kunst, handfest wie die Axt im Walde. Er fand seine Bewunderer und Fortsetzer am andern Ende des Jazz, bei Free Jazzern wie Roswell Rudd.

Die andere Natur der Posaune ist die weiche, melodische: sophisticated geblasen ist sie das Instrument, das der menschlichen Stimme am nächsten kommt. Der erste Grossmeister dieser Spielweise war Jack Teagarden, der Vollen der der noch immer unterschätzte Urbie Green und der herausragendste zeitgenössische Vertreter der Schwede Nils Landgren, ein überwältigender Sänger auf seinem Instrument, nicht von ungefähr aber auch ein eindrücklicher Vokalist in einem absichtlich vibratosen fadengeraden Gesang, nicht unähnlich dem von Chet Baker. Landgren ist zwar auch als feuriger Improvisator unterwegs, aber ganz einzigartig ist er in der Kunst der Ballade, gleichviel, ob im Bereich der (zumal skandinavischen) Folklore, des ambitionierteren Pop (Beatles, Sting, Phil Collins) oder, versteht sich, als Balladier der Klassiker aus dem «Great American Songbook». *He is singing the song.*

Darauf ist der 63-Jährige in seinem immensen Gesamtwerk immer wieder zurückgekommen, und damit beschäftigt er sich nach einer eher straight orientierten Live-Aufnahme der Allstar-Gruppe «4 Wheel Drive» (mit Michael Wollny, Lars Danielsson, Wolfgang Haffner) in einer hinreissenden, kontemplativen Duo-CD mit seinem Landsmann Jan Lundgren, einem Pianisten ganz in der Art des grossen Bobo Stenson. «Kristallen», so der Titel, überwältigt mit Balladenkunst von schwer auszuhalten der Schönheit. Höhepunkte: folkgetränkte Eigenkompositionen, Lundgrens «Blekinge» und Landgrens «Olu», die Standards «Didn't We» und «The Nearness of You» und zwei Reverenzen an Keith Jarrett und Abdullah Ibrahim, «Country» und «The Wedding».



Nils Landgren & Jan Lundgren:
Kristallen. Duo Art. ACT 9628-2



«Pure Freude»: Germann, Skibba, Caminada.



Voll des Lobes: Wiget-Keiser Poullennec.



Grund zur Hoffnung: Jungtalent Arnold.

hart. Rico Zandonella, der konstant auf hohem Niveau seine zwei Sterne («Rico's» in Küsnacht) verteidigt, nahm am nächsten Morgen den ersten Zug nach Zürich. Er musste um neun Uhr wieder im Geschäft sein.

Lugano und der Kanton Tessin präsentierten sich als vollendete Gastgeber. (Letztes Jahr war die Michelin-Sterne-Verleihung in Luzern, nächstes Jahr wird sie laut Organisator Dany Stauffacher in der Romandie sein.) Der Stadtpräsident von Lugano, Marco Borradori, betonte, dass für die Stadt, in der Menschen aus 53 Nationen leben, der Tourismus lebenswichtig sei und Innovationen notwendig. Der Regierungspräsident des Kantons Tessin, Claudio Zali, überbrachte die Grüsse der Regierung («Benvenuti in Ticino»).

Zum Auftakt der Sterne-Verleihung spielte Superar Suisse aus Lugano, ein Jugendorchester, das Jugendlichen aus benachteiligten Verhältnissen die Möglichkeit zum Musizieren gibt. Superar Suisse mit seiner begeisternden Cheerleaderin, einer jungen Spanierin, die gleichzeitig dirigiert, Geige spielt und Stimmung macht, wird, wie bereits letztes Jahr, wieder in der Zürcher Tonhalle Maag auftreten (14. Juni).

Der Apéro nach der Sterne-Verleihung wurde von den besten Tessiner Restaurants ausgerichtet, natürlich Mehr-Sterne-würdig. Hier kochte auch Cristian Moreschi, seit einem Jahr Chef de Cuisine im Hotel «Villa Principe Leopoldo», dem historischen Juwel der Collina d'Oro, ursprünglich (1926) als Sommerresidenz der Prinzen von Preussen erbaut, heute Mitglied von Relais & Châteaux. Das Schaukocher machte Marco Campanella vom «La Brezza» in Ascona – für seine Ravioli standen die Gäste Schlange.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

verloren, die Gesichtszüge der Schwerkraft erlagen und beide zehn Frustrationspfunde zulegten.

Es heisst, Kompromisse seien so wichtig – das habe ich in der Liebe noch nie wirklich verstanden. Nicht mal bei den grundlegenden Fragen: Kinder oder nicht, Provinz oder Stadt – wie soll man sich da in der Mitte treffen? Halbes Kind? Bestimmt gibt es gute Kompromisse, mir fällt gerade nur keiner ein. Sind sie nicht meistens bloss der kleinste gemeinsame Nenner, womit keiner Befriedigung findet? Je unterschiedlicher ein Paar ist, desto wichtiger ist es, dass mal der eine, mal der andere seinen Willen bekommt – und der andere mitgeht. So fordert man sich selbst heraus, erweitert seinen Horizont, anstatt fett und faul zu werden. Ich glaube, nur so lohnt es sich, ein Paar zu bleiben.



Unten durch

Heckklappen

Von Linus Reichlin

Meine Kolumne über das Autofahren hat viele Reaktionen von Lesern und Leserinnen hervorgerufen, die glauben, sie wüssten besser Bescheid. Doch Autofahren ist nicht Fussball! Hier kann nicht jeder mitreden, nur weil er weiss, dass das Steuerrad rund ist. Moderne Lenkräder sind nämlich gar nicht rund, sondern an der Unterseite abgeflacht – damit will man der Obesie Herr werden, um nicht zu sagen den fetten Oberschenkeln vieler Vorwärtsparkierer. Tatsächlich habe ich festgestellt, dass Rückwärtsparkierer in der Regel schlanker sind als Vorwärtsparkierer. Ich selbst besitze eine tolle Silhouette und parkiere immer rückwärts, für den Fall, dass ich mich auf dem Weg zur Bio-Bäckerei spontan für einen Banküberfall entscheide und dann schnell verschwinden muss. Rückwärtsparkierer sind Menschen, die jederzeit auf das Unvorhersehbare vorbereitet sein wollen und denen es völlig egal ist, wenn sie wegen einer Mauer die Heckklappe nicht mehr öffnen können. Die Heckklappe muss meistens für unangenehme Verrichtungen geöffnet werden, um schwere, sperrige Dinge oder pralle Einkaufstüten herauszuholen – man macht sich das Leben leichter, wenn man sie grundsätzlich zulässt beziehungsweise rückwärts gegen einen Baum oder eine Hausmauer einparkiert.

Besonders Frauen öffnen Heckklappen ungern, deswegen wundert man sich darüber, dass sie trotzdem am liebsten vorwärts einparkieren. Mein Freund Bruno glaubt, dass es sich dabei um einen Ausdruck der Rebellion gegen eine von Männern bevorzugte sexuelle Praktik handle. Aber muss immer alles mit Sex zu tun haben? Kann nicht einmal etwas schlicht mit der Schwäche des weiblichen Abstraktionsvermögens zu tun haben? Beim Rückwärtsparkieren ist nämlich, liebe Damen, ein bisschen mehr Hirnschmalz erforderlich als beim Lesen von Genderstudies. Beim *back-in angle parking* muss das menschliche Gehirn zweimal um die Ecke denken, noch dazu von hinten. Dazu waren schon bei unseren Vorfahren, den Australopithecinen, nur die Männchen fähig, da sie häufiger als die Weibchen von Leoparden verfolgt wurden und

>>> Fortsetzung auf Seite 64

deshalb stets darüber informiert sein mussten, was hinter ihnen geschah. Wir Männer haben Augen im Rücken, die Frauen haben einen Coiffeur im Rücken – im Strassenverkehr bewährt sich Ersteres. Ein Coiffeur ist in der Regel ein freundlicher, defensiver Mensch, für den es falsch wäre, allzu schnell zu arbeiten, von einem Coiffeur erwartet man Genauigkeit. Mich stört es aber sehr, wenn Frauen mit grosser Genauigkeit und Tempo zehn vor mir auf einer Quartierstrasse fahren, als würden sie über rohe Eier rollen. Worauf warten die? Dass die Erde sich unter ihnen schneller bewegt als ihr Auto? Warum bin ich auf der Autobahn noch nie in meinem Leben von einer Frau rechts überholt worden, nicht mal in Deutschland? Warum sind es sogar in Deutschland immer nur Männer, die von hinten dicht auffahren und mir die Fähigkeiten ihrer Lichthupe demonstrieren? Mein Freund Bruno glaubt, das liege daran, dass viele Frauen nicht wissen, wie man die Lichthupe bedient.

Aber Frauen kennen ihr Auto von innen sehr wohl, nur nicht aussen. Meine Freundin hat nach dem Kauf ihres neuen Wagens mehr als einmal versucht, mit ihrem Schlüssel einen anderen Wagen zu öffnen. Ich erinnere mich noch gut an ihre Worte: «Der Schlüssel ist schon kaputt!» Ich sagte: «Liebling, du versuchst gerade, in einen Seat Ibiza einzusteigen, aber du hast dir einen VW Polo gekauft.» Sie schaute im Fahrzeugschein nach und sagte: «Nein, es ist ein Ford Fiesta.» Das stört mich auch so: dass diese Frauenautos alle gleich aussehen! Man weiss auf der Autobahn nie, ob man nicht dauernd dieselbe Frau überholt. Die Welt wäre wirklich ein besserer Ort, wenn alle Autofahrer junge Männer mit Migrationshintergrund wären.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Der behände Dicke

Von Peter Rüedi

Weshalb soll's bei der Herstellung und beim Genuss von Wein anders sein als in anderen Künsten? Es gibt verschiedene Wege zum Glück – und ein Tropf, der sich in seinem Leben ein für alle Mal für einen davon meint entscheiden zu müssen. Die Welt des Weins ist reicher, als uns die glauben machen wollen, die dem gerade jüngsten Trend hinterherlaufen. Man kann das eine mögen und das andere nicht lassen und an den Gegensätzen die Vorlieben schärfen. So gesehen, könnten wir geradezu das Lob des bipolaren Weintrinkens ausrufen. Um konkret zu werden: Auch ich bin ein Freund filigraner, fragiler, subtiler, nuancierter, «leiser» Weine, die erst entdeckt werden wollen und mir nicht mit dem ersten Schluck das Tangoknie in den Schritt rammen, sozusagen.

Ich bin nicht ganz unglücklich darüber, dass sich im Gegenschwung zu den Vorlieben des lange Zeit sehr einflussreichen Robert Parker, der mächtige, alkoholreiche, gelegentlich auch zu üppige Weine in seinen Bewertungen favorisierte, so etwas wie eine *estetica povera* des Weingenusses entwickelt hat. Wobei subito

anzufügen wäre, dass der amerikanische Weinguru erstens im Detail denn doch differenzierter war/ist als sein Ruf und dass, zweitens, das Lob schlanker, manchmal sogar anorektischer Tropfen seinerseits wieder zu einer Mode wurde. Weinfreunde, die sich bekreuzigen, wenn sie auf der Etikette einen Alkoholgehalt von 14 Prozent oder mehr entdecken (trinkend stossen sie sich dann möglicherweise nicht mehr daran, so das Verhältnis mit der Säure, den Tanninen etc. im Lot ist), darf man beruhigen, ohne ihnen gerade ihre spartanischen Präferenzen ausreden zu wollen.

Jedes Schönheitsideal hat seine Geschichte, aber grundsätzlich wird kaum jemand bestreiten, dass wir sowohl Giacometti wie Rubens grosse Kunst verdanken. Das alles ist, zugegeben, eine ihrerseits etwas barocke Einleitung zur Vorstellung eines Weins, der wie jeder, der diesen Namen verdient, keine Rechtfertigung braucht und schon gar keine Entschuldigung. Er präsentiert seine ausladenden Proportionen mit der behändigen Grazie eines Fats Waller oder Oliver Hardy, die 16 Prozent Alkohol inklusive, er ist, wie er ist, gewachsen auf den sandigen, tiefen und armen Böden von Kastilien und León dreissig Kilometer südlich von Zamora: ein grosser Terroir-Wein der jungen Bodegas Tridente aus alten Reben, Rejón mit Namen, 2015 ein Tempranillo-Superlativ mit viel schwarzer Kirsche, Brombeere, etwas Schokolade, aber auch feiner Würze, etwas pfefferig; fleischig, saftig. Mit einem Wort: eine Wucht. Zwanzig Monate in französischen Barriques, aber nicht überholzt. Ein Wein, zu dem man keinen überreden muss. Wer ihn vor sich hat, den überwältigt er von allein.

Bodegas Tridente Castilla y León Zamora Rejón 2015. Tempranillo, 16%. Globalwine, Zürich. Fr. 45.90 (bis 29. 2., dann Fr. 54.–). www.globalwine.ch



Salz & Pfeffer

In der guten Stube

Von Andreas Honegger

Fläsch in der Bündner Herrschaft ist ein wunderschönes Dorf, mitten in Rebbergen, zu Füssen einer vor Wind und Wetter schützenden Felswand. In den altehrwürdi-

gen Fläscher Stuben im Restaurant «Adler» wird man mit guten Weinen und kulinarischen Köstlichkeiten verwöhnt. Kaum sind wir abgessen kommt schon ein Amuse-Bouche auf den Tisch: eine kleine Tasse mit Kalbsragout an köstlicher Sauce und eine kleine Mousse in einer Austernschale. Ein Wintersalat über einem Rindstatar war hervorragend und auch ein sautierter Hummer mit einem leisen Vanillearoma an der sämigen Sauce überzeugte uns. Die als «das Original» bezeichnete Gerstensuppe war recht anders als die Bündner Gerstensuppe, die in dieser Region ja wohl das Prädikat verdient hätte. Nun, das ist ein kleiner Scherz des Siggis Tschurtschenthaler, der ganz nach dem Motto «Wer hat es erfunden?» halt das Südtirol als Geburtsort für die Suppe in Anspruch nimmt. Statt Bündnerfleisch finden sich Speckstücke darin und diverse feingehackte Gemüse und Kräuter.

Die Provenienz der hausgemachten Tagliatelle mit Périgord-Trüffel gab keinen Anlass zu Dis-

kussionen, sie waren einfach gut. Und auch ein Rindfilet hatte die perfekte Herkunft: «vom Holzkohlegrill», und so schmeckte es auch. Blattspinat, eine Mousseline aus Bergkartoffeln und Trüffel rundeten das Geschmackserlebnis ab. Wir konnten es uns nicht versagen, nochmals einen Abstecher in Siggis Herkunftsregion zu machen: Ein Kaiserschmarrn mit Zwetschgenröster und drei Löffeln war ein passender Abschluss eines insgesamt stimmigen Essens.

Noch ein Wort zu den Weinen: Die Karte listet eine Fülle von Provenienzen aus vielen Ländern auf, aber natürlich ist die Bündner Herrschaft mit ihren Spitzenweinen ebenso gut vertreten. Wir haben einen Chardonnay von Marugg genossen, und ein Schiller aus Malans mit einer sehr ausgewogenen Säure hat uns ebenfalls begeistert.

Restaurant Adler, Kreuzgasse 2, 7306 Fläsch. Tel. 081 302 61 64



Willkommene Herausforderung: Autor Schnapp (l.), Koch Wassmer.

Auto

Gespräche über den Winter

Ein paar vergnügliche Stunden hinter dem Steuer eines Mercedes-AMG C 63 S Coupé mit dem Spitzenkoch Sven Wassmer. Von David Schnapp

Wer heute über den Winter sprechen will, kann ganz schnell im Tiefschnee des politischen Diskurses steckenbleiben. Für viele Leute stehen die Zeichen auf Apokalypse, jeder lokale Temperaturanstieg im Februar, jeder ausbleibende Zentimeter Neuschnee werden zu Zeichen des nahenden Weltuntergangs umgedeutet. Da ist gerade in lockeren Smalltalk-Runden Vorsicht angebracht.

Kürzlich hatte ich allerdings Gelegenheit, mich mit einem von mir sehr geschätzten Fachmann über spezifische Aspekte des Winters zu unterhalten. Anlass war ein Fahrtraining auf eisig-verschneitem Untergrund in Samedan, das der Autohersteller Mercedes-Benz organisiert hatte. Ich sass zusammen mit dem Spitzenkoch Sven Wassmer («Memories», «Grand Resort Bad Ragaz») am Steuer, und wir unterhielten uns über zwei zentrale Aspekte des guten Lebens im Winter: Kochen und Autofahren.

Während wir beispielsweise mit einem Mercedes-AMG C 63 S Coupé durch den Schnee

drifteten, kam die Rede auf einen Aspekt der professionellen Kochkunst: die Vorbereitung auf den Winter, so man wie Sven Wassmer vor allem den alpinen Raum in seinen Gerichten abbilden will. Denn auch wenn manche glauben, vor lauter Hitze auf der Erde sei das Ende nah, wächst wegen der Kälte im Winter in der Schweiz nach wie vor nicht vieles, was man für eine Spitzenküche verwenden könnte.

Technik und Voraussicht

«Wir haben schon im letzten Frühjahr damit begonnen, Gemüse und Obst einzumachen», sagt Wassmer. Und er habe mit seinem Gemüselieferanten rechtzeitig dafür gesorgt, genügend lagerfähige Produkte wie Wurzel- und Knollengemüse vorrätig zu haben, erklärt der Koch, während ich gerade versuche, den heckgetriebenen C 63 mit aufbrüllendem Motor daran zu hindern, sich im Kreis zu drehen. Das von einem mächtigen V8-Turbobenzinmotor angetriebene schwarze Coupé verlangt ein feines Gespür für das Gaspedal, wenn man es

einigermaßen elegant durch die Kurve driften lassen möchte. Zum Glück gibt es elektronische Hilfe mit einer aus dem Rennsport übernommenen Funktion: Die Intensität der Bremsengriffe durch das ESP lässt sich in neun Stufen verstellen. Das ist für diese Übungsanlage ausserordentlich hilfreich.

Für Spitzenkoch Wassmer ist der Winter eine Herausforderung, der er sich gerne stellt. Und wenn dann etwa laktofermentierter Spargel vom letzten Frühsommer spät im Jahr im Menü erscheint, ist das in der Küche ein Zeichen für weise Voraussicht und gute Technik – hier entstehen dann auch die Parallelen zwischen der Spitzenküche und dem Bewegen eines Sportwagens auf Schnee.

Der C 63 S gehört übrigens zu meinen bevorzugten Modellen aus der AMG-Mercedes-Reihe. Die kompakte Form, der leistungsfähige Antrieb und die Möglichkeiten der modernen Automobiltechnik sind hier in fast vollendeter Perfektion zusammengefügt. Um die Analogie noch ein letztes Mal zu bemühen, nenne ich es am besten ein klug komponiertes Menü.

Mercedes-AMG C 63 S Coupé: Motor/Antrieb: V8-Benzinmotor mit 2 Abgasturboladern/Heckantrieb; Leistung: 510 PS/375 kW; Hubraum: 3982 ccm; max. Drehmoment: 700 Nm bei 2500-5000 U/min; Verbrauch (NEFZ): 10,1 l/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 3,9 sec; Höchstgeschwindigkeit: 290 km/h; Preis: Fr. 122.400.–



Tamaras Welt

Wer flucht, ist ehrlich

Fluchende Menschen bekommen für ihr unkultiviertes Verhalten eine Art wissenschaftlich zertifizierte Carte blanche. Das ist wunderbar. Dabei gilt es aber etwas zu beachten.

Gopferdegel, du *****! Ich gehöre zu den Fluch-affinen Menschen. Zu meiner Verteidigung: Kraftausdrücke benütze ich hauptsächlich im Auto. Okay, manchmal noch beim Gamen. Oder beim Weitergereicht-Werden in der telefonischen Warteschlange im Kundendienst. Aber meistens keimt die unkultivierte Kommunikation hinter dem Steuer. Da fluche ich gerne über Fussgänger, die sich auf dem Zebrastreifen hartnäckig ans Schneckentempo halten, Automobilisten, für die Rechtsvortritt ein Fremdwort ist, Velofahrer, die meinen, dass Lichteinschalten bei Dunkelheit sie etwas kostete. Da man als wohlgezogene Frau schlecht aussteigen und mit seiner Louis-Vuitton-Tasche auf Menschen einschlagen kann, sende ich mit Hingabe reihenweise dezidierte Ratschläge durch die Windschutzscheibe und füge gelegentlich zwecks besserer Veranschaulichung international anerkannte Fingerzeichen bei. Das Freisetzen dieser angestauten Energien an weitgehend stumm bleibende Empfänger wirkt unglaublich befreiend.

Es gibt gute Nachrichten: Menschen müssen sich für ihre verbalen Ausraster nicht schämen, auch nicht rechtfertigen. Das Herumfluchen steht nämlich weder für mangelnde Selbstbeherrschung noch für schlechte Kinderstube. Im Gegenteil. Gemäss diversen wissenschaftlichen Befunden ist Fluchen eine sehr positive Eigenschaft, sie zeugt von Intelligenz und Ehrlichkeit. Falls eine Person so gar nicht flucht, sei das sogar verdächtig. Das alles findet man bei Google: «Studie beweist: Intelligente Frauen fluchen mehr», «Studie: Intelligente Menschen fluchen», «Wissenschaft beweist: Wer flucht, ist schlau!» und «Studie: Fluchen ist ein Zeichen von Ehrlichkeit». Normalerweise sind Studien ja mit Vorsicht zu genie-

sen, aber ich finde, hier kann man ruhig eine Ausnahme machen.

Im Rahmen der ersten Studie mussten Probanden so viele Flüche aufzählen, wie ihnen in einem begrenzten Zeitraum mit bestimmten Anfangsbuchstaben einfielen. Menschen, die viele Flüche kannten, zeigten laut den Wissenschaftlern einen sehr guten Wortschatz und ein ausgeprägtes Gefühl für Sprache. Dass dieses Sprachgefühl hauptsächlich aus dem Vokabularium notdürftiger Absonderungen («Scheisse») oder bei englischen Begriffen der sexuellen Beschäftigung («fuck») stammt, spielt ja keine Rolle. Auf jeden Fall schlossen die Wissenschaftler daraus, dass diese Teilnehmer eine hohe Intelligenz haben müssen. Wie das jetzt konkret beweist, dass intelligente Frauen mehr fluchen, darauf geht der Sat. ch-Artikel nicht ein – was aber einerlei ist, weil die Headline für mich auch so stimmt.

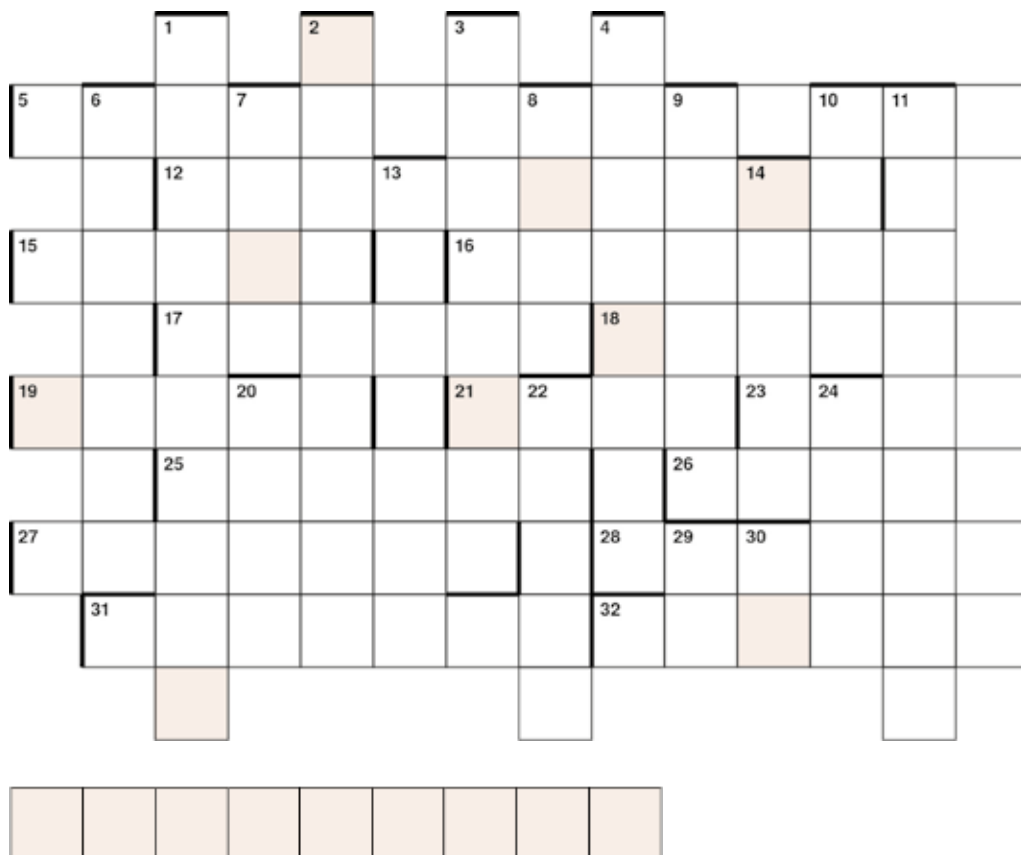
Die Studie mit der Ehrlichkeit ist besonders eindrucksvoll. Sie stammt von 2017 und wurde von einem internationalen Forscherteam durchgeführt. Laut Spiegel.de haben die Wissenschaftler 276 Teilnehmer zu ihren «Fluchgewohnheiten» befragt; sie mussten ihre Lieblings-Schimpfwörter auflisten und angeben, wie oft sie fluchen. Ausserdem wurde analysiert, wie sehr die Teilnehmer zum Lügen neigen. Dabei stellten die Forscher fest: Wer häufig schimpft, der sagt auch tendenziell eher die Wahrheit. «Wir haben einen durchgehend positiven Zusammenhang zwischen Obszönität und Ehrlichkeit festgestellt. Fluchen ging mit weniger Täuschung einher», schreiben die Autoren. «Vermutlich ist es ihnen weniger wichtig, andere gnädig zu stimmen und selbst gut dazustehen.» Es sei deshalb plau-

sibel, dass die Fluch-Affinen authentischer auftreten.

Dass Fluchen ein Urtrieb ist und Menschen guttut, ist längst erwiesen. Eine britische Studie hat sogar ergeben, dass Fluchen auch körperliche Schmerzen lindern kann. Versuchspersonen mussten eine Hand in Eiswasser halten – wenn sie dabei «Scheisse» sagten, konnten sie den Schmerz länger aushalten. Studien an Alzheimerpatienten zeigen, dass Fluchworte das Letzte sind, was sie verlässt. Gemäss Erkenntnissen der Gehirnforschung ist – an Arbeitstagen – zehn Prozent unseres Wortschatzes mit Kraftausdrücken gespickt, den grössten Teil der Schimpf Tiraden entladen wir beim Autofahren. Neurologen gehen davon aus, dass Flüche aus uns schiessen, wenn der Emotionsstau das limbische System überfordert. Auf den Fluch folgt die Erleichterung, ein angenehmes Gefühl also. Das ist auch der Grund, weshalb wir nicht gleich zuschlagen. Spiegel.de beschreibt es so: «Der Kessel lässt Dampf ab, egal wie stark der Koch den Deckel festhält, und bleibt danach ruhig.»

In kniffligen Situationen ist die (wissenschaftlich genehmigte!) vorübergehende Mutation zum Fäkalsprachen-Experten also eine sinnvolle Methode gegen einen erhöhten Blutdruck oder den Drang, sich einen Presslufthammer von der nächsten Baustelle zu besorgen und damit ausgewählte Objekte zu bearbeiten. Nur sollte man sich dabei nicht erwischen lassen, denn Beschimpfungen oder entsprechende Gesten können ehrverletzend und somit strafrechtlich relevant sein. In Deutschland sind Fälle bekannt, bei denen Autofahrer für gestreckte Mittelfinger mit bis zu 4000 Euro oder für verbale Beleidigungen mit 2500 Euro gebüsst wurden. Am besten also, man lässt im Auto immer das Fenster geschlossen – oder aber man gewöhnt sich an, Fluchworte zu ersetzen, entweder durch nervige Namen wie «Heidi!» oder verhasste Lebensmittel wie «Fenchel!». So geht garantiert nichts schief.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Nein danke, lieber etwas Apffelmus!

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

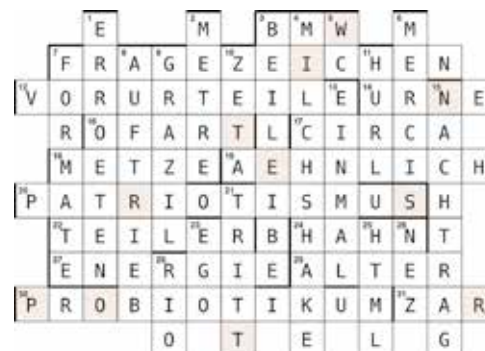
Waagrecht: 5 Etwa Zink, Kupfer, Mangan und die Steinchen im Linseneintopf.

12 In Hauptbefallsfällen die Hauptverdächtigen. **15** Wird geröstet gegessen oder vor dem Trinken gesprochen. **16** Solche wie Osman I, Murad II und Mehmed III sind bei Rosinenpickern vor allem mit in drin beliebt. **17** Einfach wie eine Feder. **18** Ein Eiland der Götternation, war einer sagenhaften See-Odysee Endstation. **19** Die Liste der Anagramme dieses Teils enthält daneben ebenso die Liste. **21** Steinbecks «American Dream»-Dramas Titelhelden, die darin weder Haupt- noch Nebenrollen spielen. **23** When, wenn later too late ist. **25** Mehr als eine fürs einheitliche Würzen zu unscharfe Einheit. **26** Bei der Reaktion wird der Reduktor oxidiert und der Oxidator reduziert. **27** Andersens andersartiges junges wuchs zum stolzen Schwan heran. **28** Verkehrt (jedoch hauptsächlich vorwärts) auf den CFF-Teilstrecken der SBB. **31** Wird gemäss «Wo kein Mistus, da hilft auch kein Christus!» nicht ausschliesslich von alten, weisen Bauern ins Feld geführt. **32** Nicht spielend spielbare Instrumentalproduktion, dient vorwiegend der Virtuositätsdemonstration.

Senkrecht: 1 Der Blaugummibaum ist Lebensraum des zweitbekanntesten australischen Beuteltiers. **2** Kriechvieher. **3** Beispielsweise Colwyn und Caerwyn aus Caerdydd in Cambridge. **4** Macht Wärmeplatten und Duftlampen Feuer unterm Hintern. **6** Voll ein Tor, der Torlattenhalter. **7** Wird in der Vase präsentiert oder akzentuiert im Glas serviert. **8** Zweckdienlich für Geräuschpegel- sowie Quellenangaben. **9** Ist die Schwester des Onkels, wenn die nicht die Tante ist. **10** Eine der poppigen Damen, die mit Band mit gleichem Namen in den Achtzigern die Neue Deutsche Welle ritt. **11** Der Fuss-Hand-Weg oder eher Trampel-Faust-Pfad führt einige wenige bis zu den Olympischen Spielen. **13** Nicht schlau wie ein gewisses Tier, sondern wild wie ein Stier. **14** Gerne auch von Abstaubern abgeschöpftes Meiereierzeugnis. **20** Das Birkengewächs steht unter anderem im Walderlebniszentrum. **22** Leitet – entsprechend: davor hinein – obendrein die Einleitung ein. **24** Lasagnemoudis tierischer Mitbewohner. **29** Der Kreml-Sender für Ausländer alias Putins multimediales Megafon. **30** Seit langer Zeit der Goldstandard bei der akustischen Schmerzsignalisierung.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 655



Waagrecht: 3 BMW: Bayerische Motoren Werke **7** FRAGEZEICHEN **12** VORURTEILE **14** URNE **16** OFART: rückwärts Trafo **17** CIRCA **18** METZE: veraltet für Prostituierte **19** AEHNLICH **20** PATRIOTISMUS **22** TEILER **24** HAHN **27** ENERGIE: Anagramm von «eigener» **29** ALTER vor Schönheit **30** PROBIOTIKUM **31** ZAR: russ. Titel oder südafr. Rand (Währung)

Senkrecht: 1 ERROETEN **2** METRE: franz. Meter **3** [BEI][LEIBE] wird B zur Bleibe. **4** MILCHSHAKE **5** WC **6** MERCI **7** FORMATE **8** AUFTRIEB **9** [GRAZ]IL **10** ZETA: Buchstabe des griech. Alphabets **11** HURL: engl. (ugs.) sich übergeben **13** EINMAL **15** NACHTRAG **21** TRITT (brettfahrer) **23** EGO (trip) **25** HTML: Hypertext Markup Language **26** Faire quelquechose les doigts dans le NEZ = franz. für «etwas mit links machen» **28** Karneval in RIO de Janeiro

Lösungswort — **WINTERSPORT**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



TOYOTA

ALWAYS A
BETTER WAY

WIR HABEN DEN 4x4.
DU HAST DAS ABENTEUER.
RAV4 HYBRID.



100 % 4x4. 100 % Hybrid.
Neu mit 6 Jahren Hybrid Free-Service.

ER KENNT **KEINE HINDERNISSE**, WEDER IM HARTEN GELÄNDE NOCH IN INNENSTÄDTEN MIT EMISSIONSBESCHRÄNKUNGEN. ER IST **ROBUST**, HAT BIS **222 PS LEISTUNG** UND FÄHRT BIS ZU **120 KM/H REIN ELEKTRISCH, OHNE DASS ER JE AN DIE STECKDOSE MUSS**. BEREIT FÜR DAS GROSSE ABENTEUER?

RAV4 Hybrid Style 4x4, 2,5 HSD, 163 kW, Ø Verbr. 5,9* l/100 km, CO₂ 133* g/km, En.-Eff. A. Zielwert Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle 115 g/km. Hybrid Free-Service gültig während der ersten 6 Jahre bzw. 60'000 km (was zuerst eintritt). *Gemäss Prüfzyklus WLTP.

